

SCH(M)ERZGRENZE

Neues aus der Stiftung

- Europa für alle – barrierefreier Tourismus
- Saisonauftakt im Reisebüro
- An einem Tisch
- Ein Buch, drei Sinne
- Interview mit Gregor Strutz

Das Thema

- Sch(m)erzgrenze
- Die Souveränität des Lachens
- Zeichnungen ohne Gebrauchsanweisung
- Para-Comedy
- Gott, Humor und Behinderung
- Lachen, bis der Arzt kommt
- Scherzgrenzen
- *Knoops Kolumne:*
Humor ist, wenn man trotzdem lacht

Im Brennpunkt

- Die meisten persönlichen Budgets in Deutschland
- Den Schwung des Hammers lernen
- Wenn die Welt zum Dorf wird
- Integration auf Vietnamesisch
- Barrierefreie Fahrtmöglichkeit zwischen Berlin und Rheinsberg

Reisen

- Dolce Vita – Reloaded!

Sport

- Mädchenhauer gegen Unschuldige
- Handicapped Diving – Nachbericht
- Wie wäre es mit einer Partie Boule?
- Anderthalb Minuten, um zu glänzen
- Argentinischer Tango in märkischer Heimat

Forum

- Der „Gläserne Flügel“ – Herzlich Willkommen! S. 47
- Behinderte in Literatur & Unterhaltungsbranche S. 48
- Sie und ich: Rezension von „Ich spreche“ S. 50
- Einmal um die ganze Welt ... S. 52
- DIVAS sind für immer! S. 54

Leben & Lesen

- Deutschland von oben und aus der Nähe S. 55
- Metamorphose S. 55

Tipps und Termine

Porträt

- „Integration beginnt im Buddelkasten“ S. 58

Witze über sich selbst zu machen, das ist zulässig: Es gilt sogar als gehobene, stilsichere Lebensart, wenn es mit feinsinniger Selbstironie daher kommt. Witze über andere machen, geht das? Bei vielen Fernsehshows geschieht das recht häufig. Es passiert auch auf der Straße, wenn über den kleinen Dicken an der Dönerbude hergezogen wird. Oder in der Modeabteilung eines Kaufhauses, wenn die Verkäuferin der Dürren todernst erklärt, alles, was sie anprobiert habe, stehe der Kundin perfekt. Gleichzeitig biegen sich die Kolleginnen an der Tür zum Lager vor Lachen. Man kann es tun, es wird gemacht, aber ist es auch zulässig, über Menschen mit Behinderung Witze zu reißen? Dieser Frage wollten wir nachgehen. Dazu haben wir Experten in eigener Sache gefragt, z.B. Phil Hubbe, selbst von MS-betroffener Karikaturist. Er erklärte uns im Berufsbildungswerk Oberlinhaus, Potsdam, auf der Vernissage seiner Ausstellung „Un-Korrekte Cartoons“ seine Sch(m)erzgrenze. Man kann auf Kosten oder mit einer Gruppe, zu der man selbst nicht gehört, lachen. Achten Sie bei ihrem nächsten herzhaften Lacher mal darauf!

Thomas Golka, WIR-Redaktion

Impressum

WIR

Magazin der Fürst Donnersmarck-Stiftung zu Berlin

Herausgeber:

Fürst Donnersmarck-Stiftung zu Berlin

Redaktionsleitung:

Thomas Golka / Sean Busenius

Fürst Donnersmarck-Stiftung

Dalandweg 19, 12167 Berlin

Fon: 0 30-76 97 00-27; Fax: -30

email: wir@fdst.de; Internet: www.fdst.de

Gestaltung: bleifrei Medien + Kommunikation

Titel: Phil Hubbe

Druck: Nordbahn gGmbH, Werkstatt für Behinderte

Erscheinungsweise: 3 Mal im Jahr

Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 27. April 2007

Fotos: Archiv FDS, Bauersfeld, bleifrei, Boldin, Brandt, Busch, Busenius, Comedy Central, Golka, Habenicht, Hubbe, Hurlin, Kotthoff, Schmidt, Voll



Europa für alle - barrierefreier Tourismus

Tagung der EU-Kommission in Brüssel zum des Jahres der Chancengleichheit 2007

Zum Beginn des Europäischen Jahres der Chancengleichheit 2007 hatte die Abteilung Tourismus des Generaldirektorats Unternehmen und Industrie bei der EU-Kommission mit Unterstützung des Projektes OSSATE (One Stop Shop For Accessible Tourism) am 18.1.2007 zur zweitägigen Tagung „Europa für alle – eine Konferenz aller am barrierefreien Tourismus Beteiligten“ geladen. An die 200 Teilnehmer aus allen Teilen des Kontinents waren der Einladung gefolgt.

Nach Schätzungen der Abteilung Tourismus gehören in der EU rund 130 Millionen Menschen zum Kreis der Reisenden mit besonderen Bedürfnissen – ältere

Personen, Familien mit kleinen Kindern sowie Menschen mit vorübergehenden Einschränkungen und Behinderungen. Diese wachsende Personengruppe könne einen zunehmend interessanten Markt darstellen, wenn mehr Zugänglichkeit und eine höhere Dienstleistungsqualität realisiert werde. Das Potenzial sei bis heute noch nicht ausgeschöpft. Zielsetzung der Konferenz war es daher, über gute Beispiele des barrierefreien Tourismus in Europa zu informieren sowie das Bewusstsein für den Einfluss und die zunehmenden Möglichkeiten zu stärken. Dr. Rüdiger Leidner, Ideengeber der Konferenz und abgesandter Experte für Tourismus bei der EU-Kommission, präzierte seine Vorstellungen: „Mein Ziel war das Zusammenführen aller Beteiligten am barrierefreien Tourismus, um die Frage der Zugänglichkeit als Querschnittsansatz bei der EU-Kommission zu verankern, wo sie zur Zeit noch als Spezialkategorie läuft.“ Statt einer Tagung hätte Leidner daher Arbeitskreise bevorzugt, um dort gemeinsame Kriterien zu entwickeln.

Inhaltlich befasste man sich an den zwei Tage mit den Aspekten von Transportwe-



weitere unter
[www.fdst.de/
 aktuellesundpresse/
 aktuell/fotogalerien](http://www.fdst.de/aktuellesundpresse/aktuell/fotogalerien)

sen und Infrastruktur, Ausbildung und Beschäftigung sowie Informationsangeboten und Marketing im barrierefreien Tourismus. Zum Thema Informationsangebote präsentierte OSSATE die Internetdatenbank „Europe for all“. Die Diskussion im Anschluss drehte sich um die Zuverlässigkeit der Datenerfassung bei Selbstauskunft und die Kostenfrage bei der Fremdvermessung einerseits, andererseits um den Wert von vergebenen Symbolen für das Marketing. Dabei bezog Frederic Pierret, Direktor für Tourismus aus Paris, klar Stellung für das vierfache Logo aus Frankreich, das je nach Art der Anpassung Signets für Rollstuhlnutzer, Menschen mit Sehbehinderungen, kognitiven Einschränkungen und Hörbehinderungen vorsieht. Maria Nyman vom European

Disability Forum zeigte sich skeptisch. Symbole sollten nur dann als Marketing-tool einsetzbar sein, wenn sie auch durch Betroffene geprüft sind.

Corinna Abele, HausRheinsberg Hotel am See, berichtete über die Auswirkungen des barrierefreien Hotels für Stadt und Region im Themenblock „Barrierefreie Infrastruktur bei Reisezielen“. Dabei zeigte sie zum einen die vielen Anpassungen in Region und Zuwachs an neuen Dienstleistungen vor Ort auf. Gleichzeitig berichtete sie von Problemen mit der sich in Folge der Privatisierung von Verkehrsanbietern zum Teil verschlechternden Erreichbarkeit der Destinationen, wenn sich z.B. die Bahn aus der Fläche zurückzieht. Franco Ianniello, Mitarbeiter im Generaldirektorat Unternehmen und Industrie, zog ein positives Fazit für die Konferenz, da sie die Beteiligten zusammengebracht habe, die sich nun gemeinsam auf den Weg machen könnten: „Denn Europa lebt von der Unterschiedlichkeit. Es wird auch nicht in Brüssel gebaut, sondern bei Ihnen vor Ort in ganz Europa!“

Thomas Golka

Saisonauftritt im Reisebüro

Das Reisebüro der Fürst Donnersmarck-Stiftung hatte auch in diesem Jahr wieder zum Saisonauftritt eingeladen, nachdem die erste Veranstaltung dieser Art im letzten Jahr ein guter Start in die Reisesaison gewesen war. An einem Nachmittag hatten alle Interessierten die Möglichkeit, sich über das aktuelle Reiseprogramm zu informieren, Fragen zu stellen, Erfahrungen auszutauschen und sich dabei in gemütlichem Rahmen bei einer Tasse Kaffee oder Tee kennen zu lernen oder auch wieder zu treffen. Am 16.03.07 hatte sich ab 15.00 Uhr eine große Runde Reiselustiger in den Räumlichkeiten in der Blissestraße versammelt. Zu Beginn wurde ein kurzer Film gezeigt, der die Arbeit der gesamten Fürst Donnersmarck-Stiftung vorstellte. Dann gab es zur Einstimmung auf das Reiseprogramm Fotos von den Touren des letzten Jahres zu sehen. Unter den Gästen gab es einige – die sich teilweise auch auf den Fotos wiederfanden – mit vielen Reiseerfahrungen und andere, für die Reisen Neuland bedeutete. So kam es zu einem angeregten Austausch, es gab viele Fragen und viele Informationen. Zu verschiedenen Reisezielen konnte Prospektmaterial eingesehen oder mitgenommen werden. Bei vielen Gästen nahmen die Reiseplanungen schon sehr konkrete Formen an, andere nahmen erste Anregungen mit nach Hause. Ein gelungener Auftakt in eine hoffentlich schöne und erfolgreiche Reisesaison 2007.



Christine Busch

**Kontakt: Reisebüro der Fürst Donnersmarck-Stiftung, Blissestraße 12, 10713 Berlin,
 Tel.: 030-8 21 11 29, Fax: 030-8 22 98 03 www.fdst.de/reisenerholen**

An einem Tisch

Fürst Donnersmarck-Haus beim ersten Treffen der Heimbeiräte von Berlin und Brandenburg

Zwei Vertreter des fünfköpfigen Heimbeirates des Fürst Donnersmarck-Hauses, Frau Strothmann und Herr Weber, begleitet von Thomas Boldin vom Freizeitbereich, waren am 1. März 2007 früh aufgestanden, um von Fohnau nach Spandau zu fahren. Der aktive Heimbeirat des Johannesstiftes, eine große Einrichtung des Diakonischen Werkes, hatte eingeladen zu einem gemeinsamen Treffen der Heimbeiräte von Berlin und Brandenburg. Es war das erste Mal, dass sich Heimbeiratsmitglieder verschiedener Einrichtungen trafen. Für eine Podiumsdiskussion waren auch die Behindertenbeauftragten von Berlin und Brandenburg, Martin Marquard und Rainer Kluge, angereist, zusammen mit der Beauftragten der Bundesregierung für die Belange behinderter Menschen, Karin Evers-Meyer. Sie erklärte die Vorteile des „Persönlichen Budget“, das 2008 in Kraft treten soll. Rainer Kluge nahm sich den ganzen Tag Zeit, um bei der Veranstaltung dabei zu sein. Es wurde über Aufgaben der Heimbeiräte wie Sommerfestvorbereitungen, Namensgebungen von Häusern oder Gruppen gesprochen. Zum Thema „Wie stelle ich mir das Heim bzw. die Wohngruppe der Zukunft vor?“ wurden Arbeitsgruppen gebildet. Dabei wurde über Gruppengrößen, Einzelzimmer, Übernachtungsbesuch, Haustierhaltung, Ort (Land gegen Stadt), die Wichtigkeit eines Gartens und vieles mehr gesprochen.



*Karin Evers-Meyer,
Bundesbehinderten-
beauftragte*

Am Ende der Veranstaltung sprach Rainer Kluge eine Einladung für eine zweite

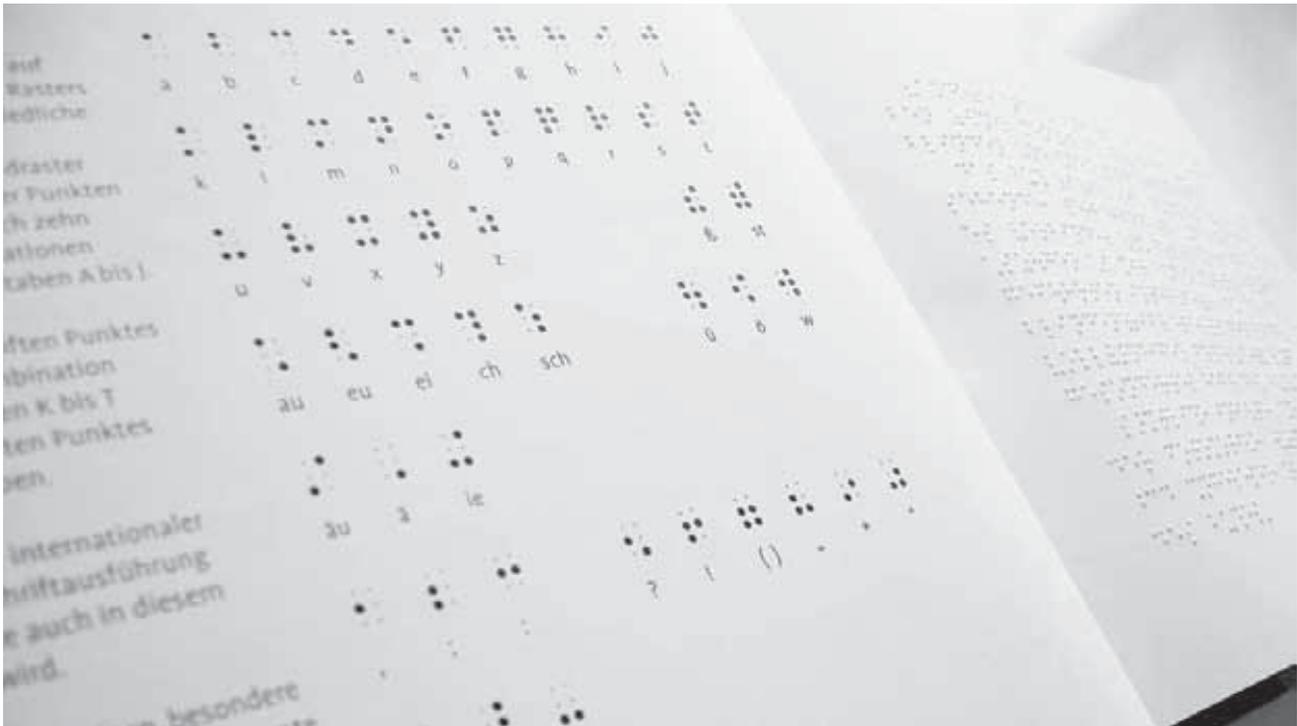


Tagung in Brandenburg aus. Wir werden wieder dabei sein.

Zurück von der Tagung, wurde der Wunsch in der Heimbeiratsitzung geäußert, das Thema Heim und Wohngruppe der Zukunft im Fürst Donnersmarck-Haus weiter zu diskutieren. Außerdem passt genanntes Thema zum Jahresmotto 2007 der Fürst Donnersmarck-Stiftung, „LebensTRäume – den Wandel gestalten“. Große Veränderungen stehen hier ins Haus. Der Zeitpunkt ist günstig, auch mit den Bewohnern des Reha-Zentrums über neue Wohnformen, das Wohnumfeld, Rahmenbedingungen, Gruppenstärke und Gruppenkonstellation nachzudenken. So könnten auch Ängste vor Veränderungen bei unseren Bewohnern abgebaut werden.

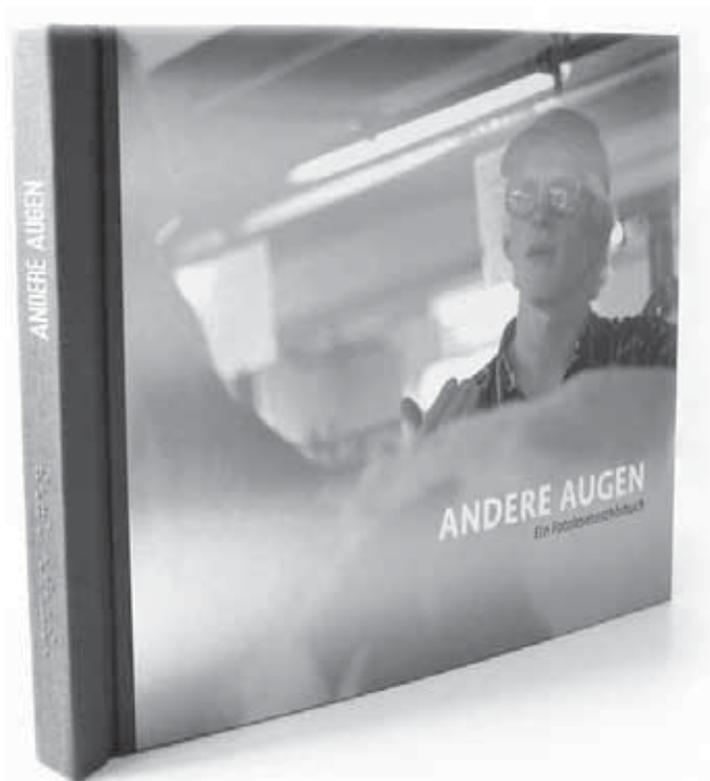
Die Mitarbeiter des Freizeitbereiches haben dem Heimbeirat ihre Hilfe bei der Durchführung dieser Veranstaltung angeboten. Auch eine Videobegleitung wäre denkbar. Arbeitsergebnisse werden in der nächsten WIR veröffentlicht werden.

Thomas Boldin
Freizeitbereich des
Fürst Donnersmarck-Hauses



Ein Buch, drei Sinne

Fürst Donnermarck-Stiftung förderte
Diplomarbeit mit innovativ
barrierefreiem Ansatz



Gregor Strutz hat Grund zur Freude. Der 27-jährige Student der Berliner Fachhochschule für Technik und Wirtschaft (FHTW) im Fach Kommunikationsdesign kann davon ausgehen, dass ihm der praktische Teil seiner Diplomarbeit eine überdurchschnittlich gute Endnote einbringen wird. Neben den sozialen Aspekten hat Strutz mit dem von ihm verwirklichten Projekt „Andere Augen“ quasi eine eigene Buchgattung geschaffen und damit Printmedien um vielleicht zukunftsweisende Merkmale erweitert. Ein „Fotolesetasthorbuch“ hat der kreative Schöpfer sein Werk getauft.

Das Bandwurmwort beschreibt treffend, was das besonders gestaltete Buch alles leisten kann. Es vermittelt zwischen den Wahrnehmungswelten sehender und blinder Menschen. Auf knapp 100 Seiten finden sich 50 große Fotografien, acht Texte in Braille-Schrift und umfangreiche Interviewtexte. Was sich zum einen anschauen, erfühlen oder lesen lässt, wird auch über eine beigelegte, zweieinhalb Stunden lange Audio-CD erfahrbar, auf der detaillierte Bildbeschreibungen und alle Texte des Buches vorgelesen werden.



Dreifach sinnlich porträtiert Gregor Strutz in seinem Buch zwei mit Behinderung lebende Menschen in Norwegen, den blinden Lehrer Terje und den stark sehbehinderten Bauern Arild. Fotoreportagen und Interviews zeigen leise Momente beider Protagonisten und welche Fragestellungen sich für sie aus ihrer Behinderung ergeben. Vor allem aber präsentieren sie den Alltag von Stadtmensch Terje und Landmensch Arild, den beide selbstbestimmt und mit viel Lebensfreude meistern. Beide haben sich so ihren Platz in der Gesellschaft gestaltet.

Gregor Strutz (re.) überreicht Wolfgang Schrödter, Geschäftsführer der FDST, das „Fotolesetasthörbuch“.

Mit seiner Diplomarbeit hat sich Gregor Strutz das Ziel gesetzt, den allgemeinen Begriff der Normalität zu relativieren. Sein „Fotolesetasthörbuch“ gibt Sehenden und Sehbehinderten die Möglichkeit, einen Eindruck der jeweils anderen Lebenswelt zu erhalten, um diese anschließend vielleicht mit „Anderen Augen“ wahrnehmen zu können.

Am 1. März ist das Buch fertig geworden. Momentan existiert lediglich eine Diplom gebundene Auflage von 30 Exemplaren, was auch an den hohen Produktionskosten, bedingt durch Materialien und die ungewöhnliche Ausstattung, liegt. Drei Exemplare überreichte der Urheber am 17. April der Fürst Donnersmarck-Stiftung, die das Projekt finanziell unterstützt hatte. Geschäftsführer Wolfgang Schrödter nahm die Bücher in Empfang. Sichtlich beeindruckt, zeigte er sich erfreut darüber, eine so herausragende Arbeit wie die des jungen Kommunikationsdesigners gefördert zu haben, zumal dies eigentlich nicht zum Betätigungsfeld der Stiftung gehöre.

„Eigentlich sind wir keine Förderstiftung. Wir erhalten häufig Anfragen, schrei-





ben dann aber nicht sofort Absagen. Wir schauen immer darauf, gibt es einen innovativen Ansatz, etwas, das weiterführend sein könnte? Bei Ihrem Projekt hat uns besonders der Teilhabegedanke gut gefallen“, würdigte Wolfgang Schrödter das Ergebnis.

Gregor Strutz hofft nun, für sein „Fotolesetasthorbuch“ auch eine größere Auflage realisieren zu können.



Interview mit Gregor Strutz

Wie sind Sie auf die Idee zu Ihrem Projekt gekommen?

STRUTZ: Ich habe für Arild gearbeitet, das ist der Bauer, der mit Albinismus geboren ist. Von 1999 bis 2000 habe ich freiwillig in Norwegen eine Schule besucht. Danach wollte ich noch nicht nach Hause und habe mir Arbeit gesucht. In Norwegen ist es ein bisschen schwierig, als Ausländer Arbeit zu finden. Norweger sind vielleicht etwas zurückhaltend, was Ausländer betrifft. Da ergab sich der Zufall, dass dieser Bauer wiederum niemanden fand, der für ihn arbeiten wollte. Die Arbeit hat mir so gut gefallen, dass ich sechs Sommer immer wieder gekommen bin und mindestens einen Monat dort auf dem Hof gearbeitet hab. Daraus ist letztlich dieses Projekt entstanden.

Wie sind Menschen mit Behinderung in Norwegen in die Gesellschaft integriert? Sie erwähnten grad, dass niemand für einen blinden Bauern arbeiten wollte.

STRUTZ: Allgemein, würde ich sagen, ist Deutschland im Bereich Barrierefreiheit viel weiter. Aber gesellschaftlich gesehen, ist man in Norwegen weiter, glaube ich. In diesem Fall kommt aber dazu, dass dieser Bauer nicht in der Stadt lebt, sondern auf dem Land. Wenn Sie Mitte 30 sind, schneeweißes Haar und eine sehr dicke Brille haben, Leute beim Sprechen nicht anschauen können und meistens die Augen zu und den Kopf nach oben haben, dann gibt es da Berührungsängste. Und wenn dieser Bauer denn auch nicht in diesem Dorf geboren ist, sondern dort hingezogen ist, dann ist die Zurückhaltung noch eine viel größere. Ich glaube, das ist prinzipiell so in unserer Gesellschaft, immer wenn es diese Auseinandersetzung mit Normalität gibt. Jede Art der Andersartigkeit bewirkt erstmal, dass viele Leute auch Berührungsangst damit haben.



Das war letztlich ja auch der Ansatzpunkt für dieses Buch.

Als Fotograf haben Sie Ihre eigene Bildsprache. Haben Sie Ihren beiden Protagonisten versucht zu erklären, wie ihr Buch aussehen soll? Haben Sie beide auch bei den Audio-Beschreibungen gefragt, ob sie sich darunter etwas vorstellen können und ob das für sie schön ist?

STRUTZ: Gerade Terje war unglaublich interessiert zu erfahren, was ich da ablichtete. Ich musste das auch immer alles verbalisieren, was ich da mache.

Was die Audiodeskription angeht, so hab ich die nicht mit den beiden gemacht, sondern mit Hilfe der Zentralbücherei für Blinde in Leipzig. Dazu kommt, dass man sämtliche Inhalte auch wieder ins Norwegische hätte übertragen müssen, das wäre also auch ein Zeitfaktor gewesen.

Sie überschreiten mit Ihrem „Fotolesetasthörbuch“ Grenzbereiche. Neben dem Aspekt der Nutzbarkeit für Sehbehinderte, glauben Sie, dass Ihr Medium und der damit verbundene synästhetische Lerneffekt Zukunftschancen hat?

STRUTZ: Auf alle Fälle. Ich merke aber auch, dass es eine Herausforderung ist, dieses Buch in eine echte Auflage zu bringen. Ein komplett neues Medium führt wahrscheinlich zu Zurückhaltung bei den Verlagen. Innerhalb der Blindenorganisationen war man sofort Feuer und Flamme. Auch von Betroffenen habe ich viele positive Reaktionen bekommen. Jemand sagte, endlich erfahren wir überhaupt mal, wie es blinden Menschen in anderen Ländern geht, weil man sich dem Thema hier sonst meist nur mit dem Blick auf Deutschland widmet.

Ich denke aber, dass es dieses Format eine Daseinsberechtigung haben könnte. Man sollte auch die Überalterung der Gesellschaft bedenken. Man geht davon aus, dass es immer mehr altersblinde oder sehbehinderte Menschen geben wird. Insofern ist es lohnend, den Ansatz zu verfolgen, Bücher herzustellen, die sich nicht nur an eine Nutzergruppe wenden, sondern an mehrere und denen auch gleichzeitig erklärt, wie die Wahrnehmung der anderen Nutzergruppen beschaffen ist.

Text und Interview: Sean Bussenius





Sch(m)erzgrenze

BLIND DATE

Lachen ist gesund. Der Volksmund weiß dies schon lange, die Wissenschaft hat es mittlerweile bewiesen. Wer regelmäßig lacht, stärkt sein Immunsystem und fühlt sich glücklicher. Zudem ist Lachen das beste Mittel, um zwischen Menschen Sympathie und Zusammengehörigkeit zu stiften. Wenn ein Witz Behinderung behandelt, verkrampft sich eine Situation oft eher, als dass die angestrebte Entspannung eintritt.

Humor und Behinderung gehen in unserer Gesellschaft nicht gerade unbeschwert Hand in Hand. Abseits der Unsicherheit, ob das Lachen über einen Behindertenwitz einen großen Fauxpas im Sinne der sozialen Erwünschtheit darstellt, wissen Nichtbehinderte schlichtweg sehr wenig über die Spaßkultur von Menschen mit Handicap. Als humorvolle Wesen sind Menschen mit Behinderung scheinbar noch nicht in der Mitte der Gesellschaft angekommen.

„Darüber lacht man nicht“ – schon Kindern wird dies beigebracht. Darf also nicht gelacht werden, wenn Behinderung ins Spiel kommt? Wer besitzt die Berechtigung an diesem Tabu zu rühren, wer kann es einem erlauben? Und vor allem, was ist mit Menschen, die mit einer Behinderung leben? Worüber lachen sie und wie empfinden sie es, sich durch die für sie selbstverständlichen Rahmenbedingungen ihres Lebens dauerhaft in einem Bereich zu befinden, in dem Humor



Humor und Behinderung – eine komische Kombination

scheinbar nichts zu suchen hat? WIR sind diesen Fragen nachgegangen. Bereits in der Redaktionsgruppe kam es zu spannenden Momenten. Kollegen mit und ohne Behinderung, Altersunterschiede bis zu 30 Jahren: Die Kollegin ohne Behinderung konnte nicht darüber lachen, dass ihresgleichen in der Sendung „Para Comedy“ von den Darstellern mit Handicap vorgeführt wird – der Redakteur im Rollstuhl fand gar nichts Lustiges daran, wenn der nichtbehinderte Kollege schmunzelnd von einer Situation berichtet, in der ihn die Lachlust überfiel, weil der eiernde Gang eines Behinderten einfach zu komisch aussah. Er selbst habe vor seiner Zeit im Rollstuhl auch so einen Gang gehabt, argumentiert der Kollege im Rollstuhl, und wäre er damals der Anlass zur Belustigung gewesen, er hätte wohl mit körperlicher Gewalt darauf reagiert. Was man noch als amüsant erachtet oder was bereits die eigene Grenze des guten Geschmacks überschreitet, ist höchst individuell – eine Binsenweisheit, die wohl in jeder zwischenmenschlichen Situation entscheidet, ob ein Gag belustigt oder belastet. Und während WIR auf der Suche nach Antworten schon auf dem besten Weg waren, den Spaß zu Ernst zu nehmen, haben einige Menschen mit Behinderung uns einfach ihren Lieblingswitz erzählt (Seite 26/27). WIR wünschen Ihnen viel Spaß beim Lesen. Nehmen Sie es diesmal besonders wörtlich.

Sean Bussenius/Helga Hofinger
WIR-Redaktion



Die Souveränität des Lachens

Interview mit Prof. Dr. Helga Kotthoff,
Sprachwissenschaftlerin und
linguistische Humorforscherin,
Pädagogische Hochschule Freiburg

Frau Professor Kotthoff, wie muss eine Situation beschaffen sein, damit herzlich zusammen gelacht werden kann?

KOTTHOFF: In der Regel passiert dies in informellen Situationen und Gruppen, unter Freunden, in Familienzirkel, bei so genannten „In-Groups“. Man findet es meist am Lustigsten, mit vertrauten Menschen zu scherzen. Vertrautheit ist manchmal aber sehr schnell hergestellt. Wenn man beispielsweise mit der Bahn fährt und etwas passiert, das alle Anwesenden komisch finden. Auch so kann eine Vertrautheit entstehen. Der Regelfall ist aber, man kennt sich bereits.

Wie funktioniert dies, wenn sich eine Gruppe nicht dadurch abgrenzen lässt, dass man zusammen um einen Tisch sitzt, z.B. bei Comedy auf der Bühne oder im Fernsehen?

KOTTHOFF: Bei medial Vermitteltem funktioniert dies ähnlich. Nehmen Sie z.B. Kaya Yanar. Sein Markenzeichen sind Scherze mit ethnischem Hintergrund. Diese werden ganz stark von gemischt-kulturellen Gruppen goutiert: Von Jugendlichen, die selbst einen Migrationshintergrund haben, oder von Deutschen, die in solchen Szenen verkehren, in multikulturellen Freundschaftskreisen sind und eine prinzipielle Offenheit besitzen. Wahrscheinlich gehört dazu auch die Souveränität, über sich selbst lachen zu können. Das wird in diesen Scherzen auch unterstellt. Dadurch wirkt dieser Humor weitgehend integrativ.

Wer erlaubt uns, über die vorgeführten ethnischen Gruppen zu lachen? Die Tatsache, dass der Urheber dieser Gesellschaftsgruppe angehört? Besteht hier eine Parallele zu Witzen über Menschen mit Behinderung?

KOTTHOFF: Yanar legitimiert seine Scherze ganz stark durch seinen ethnischen Hintergrund, er trägt das geradezu vor sich her. Das verschafft ihm auch tatsächlich mehr Legitimation. Dazu sagt er außerdem, seine Zielscheiben seien breit gestreut: ein Grieche, eine Russin, verschiedene türkische Charaktere, jeder kriegt „sein Fett ab“. Da konstituiert sich also eine breit gefächerte In-Group, die medial so vermittelt wird. Diese In-Group erlaubt sich gegenseitig das Scherzen auf eigene und auf fremde Kosten. Und die Kosten sind gering oder gar nicht vorhanden, weil alles wechselseitig stattfindet. Letztlich hat die Gruppe eine gefühlte Balance. Die Scherze sind schon heikel. Bis vor zehn Jahren herrschte auf dem Sektor noch ein stärkeres Tabu. Es gibt aber nach wie vor in diesem Bereich einiges, was einfach nur beleidigend ist. Rechtsradikale Szenen haben völlig andere „Türkenwitze“, und die funktionieren auch anders. Eine Analogie zu Witzen, in denen behinderte Menschen vorkommen,

ist für mich hier sehr stark vorhanden. Man kann auf Kosten von Behinderten lachen, aber auch mit ihnen.

Ist es also unbedenklich über Behinderung zu lachen, wenn ein Mensch mit Behinderung zum aktiven „Spaßvogel“ wird und so signalisiert, dass dies gestattet ist?

KOTTHOFF: Ich glaube, das gehört schon dazu. Der behinderte Mensch muss sich als handelndes Subjekt fühlen, das einem bestimmten Personenkreis erlaubt, an diese heikle Grenze heranzugehen. Das ist eine Art von Annäherung. Aber dazu gehört eine ganz starke Sensibilität, auch in Bezug auf sich selbst: Was kann ich persönlich noch witzig finden, was andere mir über mich selbst bieten? Und natürlich, wie weit gehe ich bei anderen? Diese Grenzen muss man austarieren.

Was wird generell als humoristisch oder witzig angesehen? Sind ein Tabubruch oder eine Normverletzung wesentliche Witzmerkmale?

KOTTHOFF: Normverletzungen sind schon typisch für Humor, aber es müssen keine moralischen Normen sein. Sehr oft sind es sprachliche Normen. Irgendeine Normalerweise wird so verletzt, dass sich ein neuer Sinn auf einer anderen Ebene herstellt. Klassisch hat man das bei allen Arten der Pointe: eine Inkongruenz, die am Ende aufgelöst wird. Aber es gibt auch Humor ohne Pointe. Wenn man z.B. lachend etwas Komisches erzählt, Begebenheiten aus dem Alltag, die auf eine gewisse Absurdität herauslaufen.

Und inhaltlich? Lacht man da am liebsten über etwas, das gesellschaftlich tabuisiert ist?

KOTTHOFF: Nicht unbedingt gesellschaftlich. Aber wenn es in irgendeiner Weise in den heiklen Bereich geht, fördert das schon das Lachen. Oft ist das der persönlich heikle Bereich. Das können etwa kleine Schwächen sein. Frotzeln, jemanden auf die Schippe nehmen, so etwas spielt im Alltag eine große Rolle. Das Frotzeln hat eigentlich immer etwas zum Gegenstand, was persönlich heikel ist und

Literatur von Helga Kotthoff zum Weiterlesen:

Spaß Verstehen. Zur Pragmatik von konversationellem Humor. Tübingen: Niemeyer, 1998

Scherzkommunikation. Beiträge aus der empirischen Gesprächsforschung. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1996



beruht insofern auf einer guten gegenseitigen Beobachtung. Frotzeln hat dabei einen unscharfen Grenzbereich. Wenn ich jemanden am Arbeitsplatz aufziehe, der immer in der gleichen braunen Kordhose herumläuft, dann wird der das vielleicht souverän kontern. Wenn aber eine Kollegin aufgezogen wird, die zu dick ist, wird diese eventuell ein versteinertes Gesicht aufsetzen, obwohl dies rein objektiv von der ewigen braunen Kordhose gar nicht so weit entfernt ist. Die Person hat aber eine andere subjektiverer Betroffenheit, die man nicht generalisieren kann. Was der eine noch sehr souverän wegsteckt, ist für den anderen schon im heiklen Bereich.

Der Spaßmacher muss also davon ausgehen können, dass die Gruppe das Gesagte als Scherz versteht, damit so ein Frotzeln nicht verletzt?

KOTTHOFF: Genau. Alle müssen die witzige Intention erkennen und auch, dass diese gutwillig gemeint ist. Es gibt viele witzige Intentionen, die nicht gutwillig gedacht sind. Man hat ein Sprachgefühl dafür, ob etwas so gemeint ist, dass das Opfer mitlachen kann.

Ist es daher so schwierig Witze zu erzählen, die Behinderung zum Gegenstand haben? Weil man sich so schwer sicher sein kann, dass das Gegenüber diese auch in der Situation als humorvoll gemeint verstehen wird?

KOTTHOFF: Das denke ich. Es ist wirklich ein schwieriges Terrain. Interessant ist die Frage: Wie lachen Behinderte untereinander? Bewitzeln sie sich innerhalb einer Gruppe, in der sie sich gegenseitig akzeptieren und annehmen? Dazu gehört sicher, dass man alle möglichen Eigenschaften aufs Korn nehmen kann, eben auch die Missgeschicke, die durch eine Behinderung passieren.

Sie sagen in Ihrer Veröffentlichung „Lachkulturen heute – Humor in Gesprächen“, Humor verschafft dessen Produzent soziale Anerkennung. Ist es für die Wahrnehmung von Menschen mit Behinderung gesellschaftlich förderlich, wenn diese sich als humorvoll darstellen können?

KOTTHOFF: Das glaube ich schon. Humor kann hier enorme Souveränität ausstrahlen. Es zeigt: Hier bin ich das Subjekt, ich bin nicht nur Objekt, ich will auch in meiner Kreativität gesehen werden, auch in meiner Frechheit. Nur weil ich behindert bin, bin ich nicht der liebe brave Mensch, mit dem immer vorsichtig umgegangen werden muss. Wenn nicht gescherzt wird, wenn nicht auch frotzeln-der Humor sein darf, dann zeigt das einfach einen sehr vorsichtigen Umgang. Wenn die Vorsicht zu groß ist, passiert auch kein Näherkommen. Aber viele humoristische Formen bewegen sich auf diesem dünnen Eis zwischen Integration und Desintegration. Prinzipiell leistet Humor beides, Inklusion – Exklusion. Empfindlichkeiten entstehen, wenn z. B. bei bestimmten Personen immer wieder dieselbe Schwäche herausgepickt wird. Man hat dafür Begriffe im Alltag: „Auf etwas herumhacken“. Immer auf demselben herumzuhacken verläuft jenseits der Toleranzgrenze.

Mit humorvollen Behinderten scheinen Nichtbehinderte mitunter Schwierigkeiten zu haben. Liegt es vielleicht daran, dass Menschen mit Behinderung in Witzen lange Objekte der Schadenfreude waren? Nichtbehinderte kennen Witze über Behinderung, reagieren aber unsicher, wenn Menschen mit Behinderung offensiv über ihresgleichen und andere lachen.

KOTTHOFF: Das kann ich mir gut vorstellen. Menschen mit Behinderung sind sich ihrer Behinderung viel bewusster als andere Menschen es sich ihrer Eigenheiten sind. Viele erkennen ihre „Macken“ gar nicht und sind dann ganz erstaunt, wenn jemand diese scherzhaft aufgreift. Behinderte sind da vielleicht weniger erstaunt. Sie haben eine stärkere Notwendigkeit, sich ihren Gegebenheiten zu stellen, vielleicht auch das größere Bedürfnis, weil die Behinderung täglich für jeden auffällig ist. Insofern ist das Bedürfnis, sich davon im Lachen Erleichterung zu verschaffen, sicherlich auch sehr stark. Dass Nichtbehinderte irritiert sind, kann ich mir auch gut erklären – sie leben einfach



Prof. Dr. Helga
Kotthoff



Unter <http://home.ph-freiburg.de/kotthoff/> findet sich eine komplette Publikationsliste sowie zahlreiche Veröffentlichungen mit der Möglichkeit zum Download.

zu weit entfernt von ihnen. Es ist für viele nicht der Normalfall, mit Behinderten in Kontakt zu sein und zu leben. Viele wissen gar nicht, wie Behinderte selbst mit ihrer Behinderung umgehen.

Ist Humor in diesem Zusammenhang denn nicht eine Chance, sich dem Thema Behinderung gesellschaftlich auf lockere Art anzunähern?

KOTTHOFF: Ich glaube schon. Sensibel gemacht, kann dies eine wichtige Form der Annäherung sein.

Gibt es generell noch Tabus, über die man nicht lachen darf oder sollte?

K. Ich glaube, die gibt es, aber unterschiedliche Menschen haben unterschiedliche Tabus. Ich finde es nach wie vor vollkommen legitim, wenn Juden sagen, sie wollen in einer Gesellschaft, die eine Geschichte hat wie die unserige, keine Judenwitze hören. Ich finde es auch legitim, wenn eine Sekretärin sagt: Ich habe einen anstrengenden Beruf und zu Hause drei Kinder, ich will keine Sekretärinnenwitze hören. Ich glaube, dass die meisten Tabus aber keine absoluten sind. Es spielt immer eine Rolle, aus wessen Mund die Witze kommen und in welcher Situation. Witziges kann auch eine versteckte Beleidigung sein. Man verletzt jemanden und sagt dann, ‚War nicht so gemeint, war doch nur ein Witz.‘ Es gibt Situationen, in denen Humor nicht entschärft. Das ist mitunter so bei sexueller Belästigung; die kommt ja auch manchmal in scherzhafter Form daher, bleibt aber letztlich eine Belästigung. Ich denke, so etwas kann es in allen Bereichen geben. Man muss Menschen einfach zugestehen, dass sie eine persönliche Tabuzone haben.

Herzlichen Dank für das Gespräch!

Das Gespräch führte Sean Bussenius



Zeichnungen ohne Gebrauchsanweisung

Interview mit Phil Hubbe, Cartoonist
mit einem besonderen Thema

*Wie sind Sie zum Thema Behinderung im
Cartoon gekommen?*

PHIL HUBBE: Seit 1992 arbeitete ich als Cartoonist und las dann '99 die Biografie von John Callahan, einem Amerikaner, der querschnittsgelähmt ist und eigentlich nur noch seine Hände bewegen kann. Ich sah Zeichnungen von ihm und fand sie gut, denn die Thematik Behinderung im Cartoon war etwas Besonderes. Freunde und Kollegen haben mich bestärkt: Das kannst du auch machen, du hast doch auch eine Behinderung. Versuch es mal!



Woher stammen die Ideen? Generieren Sie diese selbst? Werden die Ihnen auch zugetragen? Erleben Sie die Dinge selbst?

PHIL HUBBE: Das ist unterschiedlich. Die ersten Ideen kamen mir, als ich versuchte meine eigene Behinderung, die Multiple Sklerose, selbst als Thema zu verarbeiten. Da schöpfe ich aus meinen eigenen Erfahrungen. Als ich die Zeichnungen Mitgliedern aus meiner Selbsthilfegruppe gezeigt hatte, kamen von der Seite auch gleich Ideen, was man noch umsetzen könnte. Ich selbst sitze ja nicht im Rollstuhl. Ich setze den Rollstuhl in meinen Zeichnungen ein, weil dieses Bild als Form von Behindert-Werden und Behindert-Sein am einfachsten darzustellen ist. Eine Karikatur zeigt einen Rollstuhlfahrer, der gemeinsam mit dem Hund vor der Tür steht. Die Inspiration dazu kam mir beispielsweise, als ich einmal zu meiner Bank ging. Dort stand ein Rollstuhlfahrer neben dem Fahrradständer, weil er nicht in das Gebäude kam. Ich habe das permanent präsente Problem der Stufen einfach ein bisschen weiter gesponnen.

Gibt es für Sie einen Ort der Kreativität?

PHIL HUBBE: Auch das ist sehr unterschiedlich. Manchmal gibt es Phasen, da sitze ich in meinem Kämmerlein und es reicht aus, um gute Ideen zu finden. Andererseits erreicht man aber auch Punkte, da muss man raus. Dann ist die Ostsee, wirklich weg vom Alltagstrott und den anderen Zeichnungen, den politischen Karikaturen, der richtige Ort, um auf neue Ideen zu kommen. Für diese spezielle Thematik ist es wichtig, sich nur auf das Thema Behinderung einzulassen. Da braucht man Ruhe.

Ihre Bücher werden über den Buchhandel vertrieben. Dort treffen sie auch auf nichtbehinderte Leser. Darf der über behinderte Menschen lachen?

PHIL HUBBE: Ich denke schon. Wenn nicht, dann würde ich diese Zeichnungen nicht machen. Die Rückmeldungen von Behinderten und Nichtbehinderten sind fast durchweg positiv. Das sieht man besonders gut im Gästebuch auf meiner Website. Ich teste Zeichnungen auch, z.B. bei Behindertengruppen, die eine ganz andere Behinderung haben als ich. Die Resonanz ist überwältigend. Für die Betroffenen ist ein Humor wichtig, der sie selbst nicht ausspart.

Viele Kommentare auf Ihrer Internetseite sprechen von wahrer Erleichterung oder Entkrampfung. Gerade Menschen ohne Behinderung äußern solche Gefühle. Für wen ist eigentlich ein Behinderten-Cartoon wichtiger, für Nichtbehinderte oder für Behinderte?

PHIL HUBBE: Ein Cartoon soll unterhalten, die Leute sollen darüber lachen können. Manchmal nutzen Betroffene die Zeichnungen, um auf ihre Problem aufmerksam zu machen, sie legen eine neue Bedeutungsschicht dazu. Plötzlich ist es mehr als eine Witzzeichnung, sie hat für

„In einer größeren Buchhandlung in Hannover suchte eine Frau nach meinen Comic-Büchern. Als sie in der Humor-Abteilung nichts fand, fragte sie die Buchhändlerin. Die antwortete: Oh doch, die haben wir. Die beiden Titel stehen bei Sozialpädagogik.“

Phil Hubbe

diese Gruppe von Lesern eine besondere Gewichtung. Aber ich möchte auch ganz gerne, dass es nicht nur Zeichnungen für Betroffene sind, sondern ich möchte, dass auch der angeblich „Normale“ sich das genauso anschaut. Vielleicht guckt jeder mit einem anderen Blickwinkel, aber ich möchte keine Einteilung in „Die“ und „Wir“.

Vielleicht gibt es Menschen, denen es so schlecht geht, dass ich ihnen persönlich die Zeichnungen nicht zeigen wollte. Doch das kann ich nicht steuern. Die Mutter eines an MS Verstorbenen aus meiner Selbsthilfegruppe, die ich kürzlich traf, lehnte die Behindertencartoons ab, obwohl sie meine Pressezeichnungen schätzt. Ich respektiere ihre

Zur Person

Phil(ipp) Hubbe, 1966 in Haldensleben bei Magdeburg geboren. Nach dem Abitur 1984 wollte er eigentlich Kunst studieren, was nicht gleich klappte. „Ersatzweise“ studierte er ein Semester Mathematik, um zu erkennen, dass das nichts wird. Er jobbte dann als Schichtarbeiter und bereitete sich auf einen zweiten Versuch in Richtung Kunststudium vor, als er 1988 während eines Schubs die Diagnose Multiple Sklerose (MS) erhielt. Von einem Grafikstudium riet der Arzt ab, die Wende kam und Hubbe „hing ohne Ausbildung in der Luft“. Er zeichnete aber weiter. Ab 1992 hat er begonnen, von seinen Zeichnungen zu leben, die er Werbeagenturen, Tageszeitungen und Ministerien anbot. Er veröffentlichte seither zwei Bücher, machte etliche Ausstellungen und erhielt 2002 einen Preis für politische Karikatur sowie 2006 den Hertie-Preis für Engagement und Selbsthilfe.



WIE GEHT ES IHM?



GUT! WENN SIE MICH
SO INDIREKT FRAGEN.



HUBBE

Einstellung, aber ich möchte nicht, dass mir jemand vorschreibt, ob ich diese Art Zeichnungen machen darf oder nicht. Das will ich doch alleine entscheiden.

Kommen wir zur Grenze, zur Sch(m)erzgrenze: Gibt es eine Kontrollinstanz in Ihnen oder für Sie, die eine Grenze zieht? Was geht und was nicht?

PHIL HUBBE: Die erste Kontrollinstanz ist bei mir die Frage, ob der Witz funktioniert oder nicht. Eine zweite, ob man das machen kann oder nicht, das entschiede ich immer selbst. Ich lege keinem einen Entwurf vor: Ich bin die letztendlich entscheidende Instanz. Eine feste Grenze sehe ich für mich nicht. Die Grenze verschiebt sich auch im Laufe der Arbeiten. Nur an einer Grenze mache ich halt: Ich zeichne nichts, von dem ich nichts verstehe, von dem ich keine Ahnung habe. Ansonsten ist es meine subjektive persönliche Entscheidung und mein Verständnis von Humor, der zuweilen auch recht schwarz ist, ob ich mich einem Thema zuwende.

Am anderen Ende der Skala steht der flache Witz, der sich einfach über eine Behinderung lustig macht. Das würde ich mir auch versagen. Eine andere Kontrollinstanz ist ein befreundeter Kabarettist, mit dem ich mich austausche, der mir sagt, ob der Humor funktioniert. Aber wie gesagt: Die letzte Instanz, die entscheidet, bin immer noch ich.

Menschen mit Behinderung finden sich überall auf dem Globus. Sehen Sie in Ihren Zeichnungen auch internationale Situationen oder sind die Zeichnungen auf unser Land zugeschnitten?

PHIL HUBBE: Ich glaube, viele Zeichnungen funktionieren auch im Ausland. In der Schweiz, in Bern, sind sie auf einer Ausstellung gut ankommen und ein Behindertenmagazin aus Dänemark druckt jetzt die Karikaturen nach. Die Redakteure hatten Zeichnungen von mir auf der Rehacare gesehen, da müs-

sen natürlich die Sprechblasen übersetzt werden. Auf einer Comicmesse im französischsprachigen Teil der Schweiz waren ebenfalls einige Zeichnungen zu sehen, und alle Cartoons wurden ins Französische übersetzt. Einige Sachen gehen nicht. Im Französischen existiert der Begriff MS als Motorschiff nicht. Der Cartoon „MS Rainer“ würde da nicht zünden. Aber ansonsten sind die Probleme der Betroffenen doch größtenteils die gleichen.

Beim Humor ist es ein wenig anders. Zum Beispiel ist die Schweiz in dieser Hinsicht konservativer. Die Grenzen des Möglichen im Humor sind enger gezogen. Ein Schweizer Kollege von mir konnte Zeichnungen nicht veröffentli-

„Menschen mit Behinderung sind Experten in eigener Sache, auch in Sachen Selbstironie, wie man bei Phil Hubbe sieht.“

**Rainer Kluge,
Landesbehindertenbeauftragter
in Brandenburg, Potsdam-Babelsberg, anlässlich
Phil Hubbes Ausstellung im Oberlinhaus, 8.3.2007**

Mehr zur Ausstellung unter www.fdst.de

chen und es entstand eine öffentliche Debatte. Man wollte, dass er seine Zeichnungen zusätzlich erkläre. Das geht nicht. Ich kann keine Zeichnung machen, die ich mit Gebrauchsanweisung erklären muss. Wem's gefällt, gefällt's. Und wer sich wirklich eindenkt, der versteht es auch, der braucht keine Beschreibung daneben oder einen Hinweis, ob er lachen darf oder nicht. Die Zeichnungen sind von der Thematik her international, denn die Probleme gibt es überall.



Vielen Dank für das Gespräch!

Das Interview führte Thomas Golka



„Der Stuhl des Manitou – Behinderte Cartoons“
ISBN: 3-8303-3097-9
9,95 EURO



„Der letzte Mohikaner – Behinderte Cartoons 2“
ISBN: 3-8303-3140-1
10,00 EURO

Unter **www.hubbe-cartoons.de** können Postkarten, Bücher und Kalender mit Motiven des Künstlers bestellt werden

Beide Bücher erschienen im Lappan Verlag (Oldenburg).



Para-Comedy

Lacht man oder lässt man's lieber?

Bei „Para-Comedy“ bringen erstmals behinderte Comedians Nichtbehinderte in absurde Situationen und avancieren damit zum Quotenrenner. Ein Gespräch mit Thomas Wolfschläger, Produzent und Autor des viel diskutierten Fernsehformats.

Ein wenig unentschlossen steht die Frau mit ihrem Hund an der Straßenecke. Sie spricht zwei vorbei gehende Passanten an: „Können Sie mir helfen? Ich bin blind.“ Sie fragt nach dem Weg zu einem großen Kaufhaus. Das Angebot der beiden Passanten, sie gleich zu begleiten, schlägt die blinde Frau aus, sie will noch auf jemanden warten. Stattdessen bittet sie ihre beiden Helfer, den Weg doch dem Hund zu erklären, schließlich muss der sie ja hin-

führen. Kurzes Nachdenken, doch dann beugen sich die beiden hilfsbereiten Personen hinab, deuten die Straße entlang und geben dem vierbeinigen Freund eine detaillierte Wegbeschreibung.

Szenenwechsel: Ein Mann liefert ein Päckchen in einem Geschäft aus. Als die Shopverkäuferin den Empfang quittiert und der Bote sich zum Gehen wendet, löst sich sein linker Unterarm. Es ist eine Prothese, die auf dem Paketdeckel festhängt. „Ach, wenn der Arm jetzt schon ab ist, denn können sie den auch behalten“, sagt der Mann lapidar mit einem Blick auf seinen Armstumpf und verlässt den Laden. Die Verkäuferin bleibt allein zurück, mit ihrer seltsamen Lieferung und offen stehendem Mund. – Immer dabei in solchen Situationen: die versteckte Kamera, um die verdutzten Gesichter der Geleitmen festzuhalten.

Solche Szenen entstehen, wenn Thomas Wolfschläger mit seinem Team unterwegs ist, um „Para-Comedy“ zu drehen. Seit Anfang des Jahres wird die Sen-



dung auf dem Kanal Comedy Central ausgestrahlt, der sich als erster Sender in Deutschland ausschließlich den Lachmuskeln seiner Zuschauer verschrieben hat.

Die scheint „Para-Comedy“ gleich ab Start ordentlich gekitzelt zu haben, denn nicht eins der zahlreichen amerikanischen Importe, die der Sender eingekauft hat, entwickelte sich zum Publikumsliebbling, sondern die schnelle schräge Eigenproduktion, in der behinderte Akteure ihre nicht behinderten Mitmenschen in kurzen Clips mit hipper Musik aufs Glatteis führen. Das hat auch Wolfschläger als Autor und Produzent der Show überrascht, der offen zugibt, nach dem ersten Lesen des Konzepts der Sendung sofort mit „Das geht nicht!“ reagiert zu haben.

Zur Orientierung diente eine englische Sendung, die Wolfschläger gar nicht lustig fand und die dort nur einmal ausgestrahlt wurde. „Ich dachte, das wird eine totale Gradwanderung. Außerdem hatte ich noch nie mit Behinderten zusammengearbeitet, wir hatten sonst immer Mainstream Comedy gemacht. Daher war ich im Vorfeld schon etwas skeptisch. Das hat sich aber nach den ersten Gesprächen mit den Protagonisten gelegt.“ Über einen Aufruf an Universitäten und in Behindertenforen waren die ersten Kontakte zu potentiellen Darstellern entstanden, die aus Zeit und Kostengründen vorrangig am Produktionsstandort Köln gesucht wurden.

Einige aus der Riege der Para-Komödianten verfügten bereits über Medienerfahrung, wie der kleinwüchsige Schauspieler Manfred Laudenbach, Extremsportler Thomas Hoffmarck und Martin Fromme, als „Der Telök“ Teil eines Comedy-Duo und einzig professioneller Spaßmacher im Team, der das Angebot, bei der Sendung mitzumachen, zunächst auch prompt ablehnte. „Ich will nicht der Freak für euch sein“, war seine Antwort“, erinnert sich Wolfschläger: „Da dachte ich, jetzt bin ich genau da, wo ich nicht sein will.“

Am nächsten Tag rief er aber an und fand die Idee dann doch sehr spannend.“

Wissen, wo es weh tut

Am Wichtigsten war es, schon im Vorfeld sicherzustellen, dass kein Darsteller sich mit seiner Beeinträchtigung vorgeführt findet. Daher arbeitet Thomas Wolfschläger von Anfang an sehr eng mit den Akteuren zusammen, wenn es an das Gag-Schreiben geht. Gerade diese Zusammenarbeit hatte ihn letztlich überzeugt, dass „Para-Comedy“ als Sendung funktionieren wird. Rund 40 Prozent aller Gags stammen von den Akteuren selbst, sie spiegeln oft ihre Alltagserfahrungen wider. Für den Rest ist der Produzent und Autor trotzdem auf das Expertenwissen der Darsteller angewiesen.

„Wir schlagen etwas vor und die Darsteller sagen dann, was funktioniert und was nicht. Auf der anderen Seite weiß ich natürlich, was ich für eine skurrile Szene brauche und wie ich die erzeuge. Beides kommt zusammen. Wenn mir einer unser blinden Darsteller sagt, ‚Kein Blinder rennt mit Blindenbinde herum‘, es im Bild aber nicht klar wird, was daran lustig sein soll, wenn ein Polizist jemandem einen Strafzettel ans Auto klebt, dann bitte ich ihn schon mal zu überlegen, ob er für die Szene nicht vielleicht doch eine Blindenbinde anziehen könnte.“ Dabei achtet





Wolfschläger darauf, dass die Grenzen aller Beteiligten eingehalten werden. Auch er selbst besitzt eine Schmerzgrenze, wenn es darum geht, wie weit man für die Umsetzung der Ideen gehen kann: „Diese Grenze habe ich bei jeder anderen Sendung aber auch, von daher hat das nicht unmittelbar mit ‚Para-Comedy‘ zu tun. Sofia (Contergan geschädigte Darstellerin; Anm. d. Red.) hat mir gleich am Anfang gesagt, sie möchte keine Scherze der Marke ‚Keine Arme, keine Kekse‘, und das respektiert hier jeder.“

Wo bei den Darstellern der heikle Bereich beginnt, ist dabei nicht immer deckungsgleich mit der Grenze ihres nicht behinderten Produzenten. „Ramon hat zwei Glasaugen. Er hat mal einen Gag vorgeschlagen, bei dem er seine Augen an der Kasse eines Geschäfts heraus nehmen wollte, um damit zu bezahlen. Ich persönlich fand das schon sehr heftig, ich hätte dabei eine Gänsehaut bekommen, für ihn ist so eine Aktion etwas Selbstverständliches. Vielleicht machen wir den Gag noch, aber das was das einzige Mal, dass ich gesagt habe, lass uns doch erstmal etwas anderes probieren.“

Die meisten Passanten reagieren positiv und humorvoll auf die oft skurrilen Situationen, in die sie von den „Para-Come-

dy“-Aktivisten gebracht werden. Lediglich zehn Prozent der heimlich gefilmten Personen seien nicht mit der Veröffentlichung einverstanden. Andere Sendungen, die nach dem altbekannten Prinzip der versteckten Kamera funktionieren, hätten da wesentlich schlechtere Quoten, weiß Wolfschläger.

Freak Show oder TV-Teilhabe?

Vorrangig von nicht behinderten Zuschauern kommt nach Einschätzung des „Para-

Comedy“-Machers die Kritik, die Sendung sei ein pietätloses Panoptikum der Behinderungen, eine Freak Show. Lediglich im Hinblick auf den Gehalt des Humors kann Wolfschläger Kritik durchaus verstehen. Nicht jeder Gag sei sicherlich ausgereift und das Projekt „ein ziemlicher Schnellschuss“ gewesen. Hinzu komme, bis auf Martin Fromme seien alle Darsteller Laien mit keinerlei Erfahrungen auf dem Comedy-Sektor. Unterm Strich sei aber wichtig, dass gelacht wird, und das tun am lautesten Zuschauer, die selbst mit einer Behinderung leben. „Ich glaube, hier muss einfach keine Schwelle mehr überschritten werden. Wer nicht mit Behinderung lebt und solche Szenen noch nie gesehen hat, überlegt vielleicht erstmal und fängt dann erst an zu schmunzeln. Wir hoffen aber, dass Menschen mit Behinderung direkt lachen können und sagen, schön, dass wir die anderen auch mal aufs Korn nehmen dürfen.“

Den Darstellern jedenfalls bereitet es den größten Spaß, auf diese Art ihre Umwelt provozieren zu dürfen, wie jeder von ihnen vor laufender Kamera beim Dreh gern anbietet. Nicht Opfer, nicht „Begaftete“ sein, sondern Eulenspiegelhafte Täter. Die Bemerkung manch anderer Behinderter, mal wieder nur „die Fitten und Hübschen“ dürften sich auf diese



Weise präsentieren, kann Wolfschläger nicht verstehen, wenn er daran denkt, wie es beim Casting zugeht. „Wir nehmen fast jeden. Das einzige Kriterium, das nicht zu tun ist eigentlich, wenn jemand sagt, ich traue mir das vor laufender Kamera doch nicht zu, ich habe nicht das schauspielerische Talent. Aber das sind Gründe, die im Persönlichen liegen und nichts mit Aussehen oder der Art einer Behinderung zu tun haben.“ Gerade sind acht neue Darsteller zum Team dazu gestoßen, für die zweite Staffel, an der wegen der guten Resonanz bereits gedreht wird.

Überhaupt kann sich der Produzent, der schon viele Comedy-Projekte begleitet hat, nicht daran erinnern, jemals so viel positives Feedback für eine Sendung bekommen zu haben. Dass dieser Erfolg dadurch begünstigt ist, dass Comedy Central ein eher kleiner Spartensender ist, räumt Wolfschläger ein. Dennoch sei der Sender, der über Kabel oder Satellit empfangen werden kann, ein Risiko eingegangen. „Comedy Central ist zwar ein Spartensender, aber es wird viel über unsere Sendung geredet. Ich denke schon, dass man sich als Sender Gedanken macht, ob man so ein Format machen möchte. Man hätte dafür auch in der Luft zerrissen werden können. Ich bin dankbar, dass man dort so offen für die Idee war.“ Bis zu Johannes B. Kerner haben es die Protagonisten der Show schon geschafft, „Para-Comedy“ im Öffentlich-Rechtlichen kann sich Thomas Wolfschläger hingegen weniger vorstellen, dafür fehle wohl zu sehr ein vordergründig „sozialer Touch“. „Da sind wir von unserem Humor her vielleicht etwas zu schlicht gestrickt.“

Schlicht oder nicht, Thomas Wolfschläger glaubt, dass „Para-Comedy“ Behinde-



rung in der Gesellschaft positiv sichtbar macht. Auch er selbst fühlt sich unbefangener im Umgang mit dem Thema, als es vor der Arbeit mit seinen Darstellern war. Ob die Sendung besonders in Deutschland an bestehenden Tabus kratze, vermag er nicht zu sagen. Für ihn selbst bestehe letztlich kein Unterschied zwischen „Para-Comedy“ oder einer seiner Produktionen wie „Comedy Street“, die nach demselben Prinzip arbeitet, nur, dass jeder Zuschauer da auf gute oder schlechte Gags, nicht aber auf die Darsteller achten würde.

Tatsächlich kann man sich fragen, welche Rolle Behinderung in vielen Szenen bei „Para-Comedy“ überhaupt spielt. Eine Gruppe Rollstuhlfahrer, die als Village People verkleidet zu den lauten Klängen von „YMCA“ durch die Fußgängerzone rollert, ein überdimensionierter Schneemann im Rollstuhl auf einer Ski-Piste. Auch ohne Rollstuhl hätten Passanten bei derart Kostümierten große Augen gemacht, aufgrund der Absurdität der Situation. Letzten Endes nehmen sich die Para-Comedians nur das Recht, im Zweifelsfall genau so flache Gags zu präsentieren wie ihre nicht behinderten Kollegen.

Sean Bussenius



„Para-Comedy“,
Sendezeit:
Do./Sa. 22.45 Uhr
auf
Comedy Central
(über Astra oder
in vielen Kabel-
programmen)
Viele Videos,
Blicke hinter die
Kulissen und
Informationen zu
„Para-Comedy“
und seinen
Darstellern unter
www.
comedycentral.de



Gott, Humor und Behinderung

Porträt eines besonderen Landespfarrers

Es hatte etwas Konspiratives: Per Handy verabredet, dann schnell zum Hauptbahnhof, in der Tiefgarage geparkt, nach oben gejagt – war schon etwas spät – in der Bahnhofsmissons-kapelle der Mehndorn-Kathedrale ein Interview gemacht, hinterher ein gemeinsamer Kakao im Stehen bei Starbucks und dann ein schneller Händedruck vor der Abreise des Gesprächspartners mit dem ICE. Das Einzige, was mich bei meinem „MI5-Treffen“ irritierte, war die fehlende dunkle Sonnenbrille meines Gegenübers. Das Treffen mit einem blinden Pfarrer, der auch in Sachen Humor etwas zu erzählen hat, hatte ich mir anders vorgestellt.

Der 47-jährige geborene Berliner Holger Johansen lebt und arbeitet heute als Landespfarrer für Blinde und Sehbehinderte der Evangelischen Kirche im Rheinland in der Hauptstadt Nordrhein-Westfalens, Düsseldorf („Wo es den Japanern gut geht, geht es auch Berlinern gut“). Mit 14 erblindet, baute er in der „Blindenschmiede Marburg“ sein Abitur und studierte dann in Bonn Theologie. Das war für Johansen ein Riesenschritt: „In Marburg wurde alles mundgerecht serviert. Als blinder Theologe hast du erst einmal gar nichts von dem, von dem die Theologie an sich viel zu viel haben, nämlich Literatur. Da lernst du improvisieren und organisieren.“

Dann ging es in die Gemeinde, die nicht so leicht zu finden war. Das Blindsein sieht Holger Johansen auch als Chance – mit dem ihm eigenen Schuss Humor: „Am Anfang der Gemeindezeit wunderte



ich mich zum Beispiel, wie gläubig die Leute in der Gemeinde waren. Die Kirche hatte 500 Plätze, 300 Gottesdienstbesucher waren immer locker da. Irgendwann steckte mir ein Kollege, er sei froh, wenn sich die Leute hier in der Gegend dran gewöhnt hätten, dass es einen blinden Pfarrer gibt. Die ganzen Nachbargemeinden hatten sich entvölkert.“



Für Johansen hat Gott Humor. „So von der Haltung her. Wenn er sagt, ich lass dich nie alleine oder ich werd dir den Weg schon zeigen und mit meiner Hilfe wirst du alles schaffen und mit dem Tod ist nicht alles aus. Das bringt viel Gelassenheit und irgendwie auch so eine Prise von Mich-bringt-nichts-um. Da können noch so viele Agnostiker und Atheisten und sonst was irgendwo herum stehen und sagen: ‚Gibt’s nicht, gibt’s nicht.‘ Für mich steht Gott da, dreht denen die Nase und sagt, ‚Wir sprechen uns später.‘“ Auch bei seiner Tätigkeit als Blindenpfarrer nutzt Johansen den Witz als entlastendes Moment. Man höre nur den Anrufbeantworter von EkirBuSS ab (0211 – 17 11 11 0, „Bei Angst, Sorge, Freude, Kummer, jederzeit die richtige Nummer“). Ein echter Genuss für den humorigen Zeitgenossen!

Den Weg zum Kabarett beschreibt Johansen für sich als konsequent. Es startete beim blinden Schülerkabarett mit





einem eher schlichten Humor („Blinder in der Grube lag und rief, lag und rief, will mir keiner helfen, heut geht alles schief.“) und der Entwicklung eigener Texte, die er als „Kaktusliteratur“ bezeichnet. Denn sie piekten in alle Richtungen. Für ihn ist Humor Lebensbejahung, Lebensfreude. Dazu gehört auch, über sich selbst zu lachen. Und das kann Pfarrer Johansen. Schon ist eine halbe Stunde unserer gemeinsamen Zeit vorbei und ich bin immer noch nicht bei den wichtigen Fragen nach Humor und Behinderung, dem speziellen Humor von blinden Menschen und der Funktion von Humor in der Seelsorge. Herr Pfarrer redet einfach zu interessant und lustig. Und er lacht viel über sich. Vielleicht ein Ansatzpunkt für die humortheoretischen Fragen?

Über die Frage, was er als blinder Mensch beim Humor bedauert, steige ich vorsichtig ein. Holger antwortet – inzwischen sind wir beim „Du“: „Situationskomik aus Bewegung heraus und Slapstick, das muss man sehen oder spielen, wenn du es erzählst, ist es schon vorbei. Das entgeht dir als Blinder. Aber die Welt des Wortwitzes steht dir offen.“ Die Reaktionen zu erfassen, sei auch ein wenig schwieriger: „Da du von Gestik und Mimik nichts siehst, segelst du manchmal elegant, aber voll vorbei.“

Für Holger gibt es den zulässigen Behindertenwitz auch für Nichtbehinderte. Den sieht er auf einer Linie mit Ostfriesenwitzen. Er beschreibe Eigenheiten einer Gruppe in stark zugespitzter Form und könne entlastend wirken. Für ihn mache der Ton die Musik und die gesunde Melange müsse stimmen. „Wenn das Ergebnis des Witzes das Lachen ist, das dazu führt, dass du entspannst, dann bist du eher bereit, dich dem Thema auch aus einer anderen Perspektive zu nähern.“ Wenn Menschen, die

nicht behindert sind und „sich schadenfroh in Behindertenwitzen suhlen“, erreicht er seine Scherzgrenze. Doch die Grenze hält er für fließend: „Es ist eine Frage der Haltung. Natürlich kann ich mir von einem, der zunächst gegen einen Pfeiler gelaufen und dann mit Karacho gegen ein falsch geparktes Auto gedonnert ist und weiß, wie weh das tut, leichter einen heftigen Scherz zum Blindsein anhören.“ Betroffene könnten und dürften die Schwächen der eigenen Gruppe leichter und schärfer aufs Korn nehmen. Dasselbe erlebe er auch als Pfarrer, wenn die Menschen von weit her zu ihm kommen, weil er eben einer von ihnen ist und „nicht ein ach so toller Pfaffe“.

Die Zeit ist um: Holger Johansen muss weiter, und ich habe rund 55 Minuten Gespräch auf meinem Recorder, den ich für das WIR-Magazins eindampfen muss.

Thomas Golka



Lachen, bis der Arzt kommt



Aphorismen, Kalendersprüche und Motivationstexte auf Postkarten sind eine Form von Gebrauchs- und Alltagshumor, der unser Zwerchfell streichelt, das Stirnrunzeln glättet, ein wenig Serotonin ins Blut tröpfelt, uns aber nicht wirklich oder nur selten zum hörbaren Lachen bewegt.

Als gedruckte Texte in Zeitungen und Büchern drängen sich diese „stummen“ Botschaften dem Betrachter nicht auf, sondern warten eher passiv darauf, ihre homöopathische Humordosis an den Leser bringen zu können, der jederzeit den Blick weg wenden kann, so dass eine Überdosierung kaum möglich, eine leichte Suchtgefahr nach dem fröhlichen Kitzeln in unseren Lachregionen jedoch nicht gänzlich auszuschließen ist, was in noch wesentlich verstärkterem Maße für humorvolle Zeichnungen und besonders Bilder von (Klein-) Kindern und Tieren gilt.

Das Dumme an dieser auf die Einführung der Buchdruckerkunst zurückgehenden Witz-Spezies ist, dass sie nicht barrierefrei ist, weil sie Menschen mit Sehbehinderungen ausschließt und trotz allgemeiner Gleichstellungsgesetzgebung nicht als Diskriminierungstatbestand geahndet werden kann – und das ist kein Witz. Es ist der Hinweis darauf, dass Witze häufig kränkend auf menschliche Unzulänglichkeiten rekurren – wobei „Blinden- oder Rentnerwitze“ einen breiten Raum einnehmen, respektive sich ganz besonders dumme Menschen beim Erzählen dann auch noch so ungeheuer überlegen vorkommen, dass sie alle erträglichen Schmerzgrenzen leichtfüßig überschreiten.

Die Autorin im
Selbstbildnis



„Lachen ohne Anlass ist pure Dämlichkeit“

Meint Lorient, der Meister des Humors in Wort und Bild. Denn der Witz am Witz ist, dass er intelligenter sein muss, als man gemeinhin annimmt.

Ein Witz, der einen zum Lachen bringen soll, muss also einen Bezug auf ein allen Anwesenden gemeinsames Wissen in sich tragen, schnell und pointiert erzählt werden – vor allem also nicht von zwei sich über den Weg zur Pointe streitenden Menschen beispielsweise. Ein Witz, der schlecht oder zu oft erzählt oder gar erklärt wird, verliert an Komik, während ein guter Witz eine beachtliche Halbwertszeit erreichen kann. Lachen ist nun eben einmal gesund. Nur dumme, geschmacklose Witze können einen ganz krank machen – vor allem den, der mit einem bösen Witz über seine/ihre Schwächen bloßgestellt wird.

Schadenfreude oder „Willkommen im Club der Behinderten!“

Besonders schlimm wird es, wenn ein Witz auf Schadenfreude basiert, wie er in den unterschiedlichsten und auch kaum mehr zu ertragenden Pannenshows im



Fernsehen durch stundenlange Wiederholungen zu Tode geritten wird nach dem Muster: Eine Schräge herunter gepurzelt, geglitten, gerutscht, aber auf jeden Fall gegen Baum, Berg, Stange, Hügel oder ins Wasser gefallen. Selbst die beliebteren Tier- und Kindermissgeschicke verlieren allmählich ihren Charme, wenn das Kamel die Oma küsst, der Bock jemanden schubst, das Kind irgendeinen Gegenstand dem Vater ins Gemächt knallt, Katze und Hund sich jagen, ein Tier von der Fensterbank, vom Sofa ins Wasser, auf die Schnauze oder sonst wohin fällt – Voyeurismus zur Prime Time. Irgendwie pervers – bloß nicht erotisch, wohl eher neurotisch, aber auf Dauer und in der Masse nicht witzig. Der harte Schnitt am Ende des Knalls, der den Aufschlag von Mensch oder Tier auf ein Hindernis begleitet, wirft die Frage auf, bei wie vielen der in den Pannenshows dargestellten Unfällen es nicht doch zu ernsthaften Verletzungen mit dauerhaften Schäden gekommen sein mag, auch wenn die dümmlichen „Moderatoren“ in ihren noch dümmlicheren Zwischenkommentaren immer wieder mal behaupten, dass es allen gezeigten „Unfallopfern“ gut geht und niemand ernsthafte Schäden erlitten habe. Aber



allein die Statistiken über Skiunfälle sprechen da eine andere beredte Sprache.

Nicht nur Vergleiche hinken

Den Gipfel der Frechheit erreicht derzeit die Stromberg-Werbung (für welches Produkt eigentlich?), in der alle Diskriminierbare aufs Fieseste beleidigt wird, dass sich selbst die B.Z. einschaltete – allerdings mit der höflichen Aufforderung, die Sprüche auswendig zu lernen. Hier ein paar Beispiele:

„Wenn ein Zwerg sich hohe Schuhe kauft, dann bleibt er ja immer noch ein Zwerg!“

„Ich fühle mich wie Jesus an Ostersonntag. Den hatten auch schon alle abgeschrieben, und dann nach drei Tagen so'n richtiges Comeback, mit dem keiner gerechnet hatte!“

„Sex ist wie Olympia: Dabei sein ist alles!“

Viele Werbegags sind nicht witzig, sondern sprachlich ungepflegte und inhaltlich verletzende Behauptungen. Vieles darin liegt unterhalb der Gürtellinie – und alles, was unterhalb der Gürtellinie liegt, darf man doch eigentlich im Fernsehen nicht ohne Abdeckbalken und/oder übertönenden Piepton senden? Oder?

Hannelore Bauersfeld

Nationale Paraplegiker-Woche

„Einst saß mein Bruder Craig in einem Aufzug voller Leute, die auf ihn herunterschauen und sich anscheinend fragen, ob er bei Verstand sei. Denn er sitzt im Rollstuhl. Sie sprachen mit ihm sehr viel lauter als mit jedem anderen, weil sie dachten, dass er vielleicht einen Gehirnschaden hätte. Mein Bruder drehte sich in seinem Rollstuhl um und sagte: „Wussten Sie nicht, dass zur Zeit Nationale Paraplegiker-Woche ist? Es ist jetzt Zeit für Sie, sich hinzuhocken, so dass ich mit Ihnen direkt von Angesicht zu Angesicht sprechen kann.“ So hockten sie sich alle hin – die Männer im Business-Anzug, die Frauen in ihren Kleidern. Stellen Sie sich vor, wie das für die Personen aussah, die den Aufzugsknopf gedrückt hatten und zusteigen wollten, als sich die Tür der Fahrstuhlkabine öffnete.“



Prof. Bruce H. Dobkin, Rede zur Preisverleihung des Forschungspreises für neurologische Rehabilitation der Fürst Donnersmarck-Stiftung, 2006

Scherzgrenzen



Kommt ein Mann im Rollstuhl zum Arzt und sagt zu der Sprechstundenhilfe:
„Ich hab einen Termin bei Dr. Müller.“
Sagt die Sprechstundenhilfe:
„Dann können Sie sich schon mal setzen.“
Herr Hildebrandt



Sagt ein Rollstuhlfahrer:
„Pass auf, ich hab einen
Arsch!“ Sagt die Sprechstundenhilfe:
„Na, das wird schon gehen.“

Fährt ein Rollstuhlfahrer mittags durch
Afrika. Auf einmal steht ein Löwe vor
ihm, doch der schüttelt nur den Kopf.
„Oh nein, schon wieder Essen anfordern.“
Anke Kurzmann



Lieber eine Blinde im Bett als eine
Tauben auf dem Dach.

Bert

Warum darf man nicht
Mohnbrötchen essen?
- Weil sie die Geschichten
unangenehm ansprechbar sind.

Ein Blinder, ein Tauber und ein
Rollstuhlfahrer fahren nach Lourdes und
kommen an die Quelle.

Der Blinder wird mit dem Wasser
benetzt und schreit völlig euphorisch:
„Oh, ich kann wieder sehen, ich kann
wieder sehen, ich kann wieder sehen!“

Der Taube wird mit dem Wasser
benetzt, und plötzlich: „Vogelgezwitscher!
Ich kann wieder hören, ich kann wieder
hören!“

Nun ist der Rollstuhlfahrer an die Reihe
und wird ebenfalls mit dem heiligen Was-
ser von Lourdes benetzt.

Er schaut an sich herunter und sagt:
„Na toll, ich hab neue Räder.“

Anke Kurzmann



Was macht man, wenn jemand an
einem Rollstuhl gefesselt ist?
- Man macht ihn los oder man sagt
der Polizei bescheid.



Ein Mantafahrer fährt durch eine
Ampel neben einem Rollstuhl.
Fragt der Rollstuhlfahrer:
„Schnell fährt der Mantafahrer.“
Sagt der Rollstuhlfahrer:
„Ter in der Stunde.“
darauf der Mantafahrer:
„Schnell gleich laufen!“

Rollstuhlfahrer zum Blinden:
 „Ich tret dir gleich in den
 Fuß.“
 „Gibt der Blinde:
 „Ich will ich sehen!“

Rene Lorentzen

„Mitten durch
 den Löwe vor
 den Kopf:
 „Auf Rädern!“
 Anke Kurzmann

„Darf man blinden Menschen keine
 Bücher verkaufen?“
 „Sie denken, sie können darauf
 lesen und sind dann nie wieder
 zurück.“

Rainer Kluge

„An seinen
 sagt der
 Udo Zeller

„Der steht an der roten
 einem Mann im Elektroroll-
 der Mantafahrer: „Eh, wie
 denn deine Karre?“
 „Stuhlfahrer: „Sechs Kilome-
 trende.“ - „Boah, eh!“, meint
 der Mantafahrer, „Da kannst ja

Bert

In einer psychiatrischen Anstalt ist
 ein Bewohner, der seine Zahnbürste
 immer am Bindfaden hinter sich her
 zieht und sich mit ihr unterhält:
 „Komm Fiffi, wir gehen jetzt mal
 Gassi; Na, mein Fiffi, komm, wie
 geht es dir denn heute und so?“

Kommt ein Pfleger und sagt: „Herr
 Schulze, Sie wissen doch, das ist
 Ihre Zahnbürste und nicht Ihr Hund.“
 Herr Schulze ist empört: „Das ist
 mein Fiffi!“

Am nächsten Tag spricht Herr
 Schulze wieder mit seiner Zahnbürste
 und geht mit ihr spazieren.

Wieder kommt der Pfleger: „Aber
 Herr Schulze, das ist doch nicht Ihr
 Fiffi, das ist Ihre Zahnbürste. -
 „Nein, das ist mein Fiffi.“

Und am nächsten Tag wieder das
 gleiche Spiel, wieder kommt der
 Pfleger: „Na, Herr Schulze, wie geht
 es denn Ihrem Fiffi heute?“ - „Wieso
 Fiffi“, fragt Herr Schulze erstaunt,
 „das ist doch eine Zahnbürste.“

Der Pfleger ist erleichtert:
 „Mensch, Herr Schulze, da ich bin ja
 überrascht. Na, vielleicht wird das ja
 doch noch was mit Ihnen.“

Als der Pfleger weg ist, dreht sich
 Herr Schulze um: „Na, Fiffi, dem
 haben wir es aber gezeigt, was?“

Andrea Hirche



KNOOPS KOLUMNE

*Humor ist, wenn
man trotzdem lacht*

Wenn man zwei lange Jahre am Stück in einer Klinik zugebracht hat, dann kann man so manche lustige Story erzählen. Das gilt erst recht, wenn man gleich vier Lieblingsschwestern hatte und der Rest des Schwesternteams auch nicht ohne war. Ich will damit sagen, ich wurde umhegt und gepflegt vom Feinsten. Die zwei Jahre Berlin-Klinik möchte ich auf keinem Fall missen. Wobei ich hervorheben möchte, dass ich kein Privatpatient war und dennoch mit allem versorgt worden bin. Nun ja, damals vor zehn Jahren war dies noch möglich, vor allem deswegen, weil die Forschung sich für mein Krankheitsbild interessierte.

Ich konnte damals in wahrsten Sinne des Wortes fast nichts. Meine gesamte Gesichts-, Hals- und Rachenmuskulatur, wie alles andere, waren gelähmt. Ernährt wurde ich während der gesamten Zeit über eine PEG-Sonde mit Flüssignahrung. Die Gesamtmenge pro Tag betrug fünf Liter; bestehend aus zwei Litern konzentriertem Biosorb und drei Litern ungesüßtem Tee. Eine PEG-Sonde geht ohne Umwege gleich in den Magen.

Um die Ernährung etwas abwechslungsreicher zu gestalten, wurde nicht die Menge, sondern die Darreichungsform variiert. Mal bekam ich die fünf Liter hintereinander in Halbliter-Portionen verabreicht. Ein anderes Mal wurde mir die Gesamtmenge über einen Dosierautomaten mit 300 Tropfen pro Minute eingeflößt. Soll heißen: Die Nahrungsaufnahme war trotz gleich bleibender Menge und Zusammensetzung niemals langweilig. Damit im Zusammenhang stand ein Erlebnis mit meiner Lieblingsschwester Nr. 1, kurz Petra genannt.

Als Patient, der wegen des Schlaganfalls sämtlichen körperlichen Genüssen entsagen musste, kam ich doch jedes Mal beim



Friedemann Knoop

Anblick von Petra ins Schwärmen. Schneewittchengleich, immer ein Lachen auf den Lippen, das von zwei Grübchen in den Wangen umgrenzt wurde, und großen dunkelbraunen, munteren Augen, versah sie ihren Dienst. Eine ganz alltägliche Situation. Wie immer trieb ich wenigstens Figurstudien. Dieses Mal war es jedoch viel interessanter. Petra war gerade dabei, eine geleerte Biosorbflasche auszutauschen. Ein herrliches Bild. Sie musste sich etwas strecken, so dass ihr Körper erst richtig zur Geltung kam.

Was jetzt passierte, kann ich nur mit dem Eingreifen einer höheren Macht erklären. Ob Gott oder Teufel, ich weiß es nicht. Wahrscheinlich beide, es kam nur darauf an, aus welchem Blickwinkel man die Sache betrachtete.

Petra hantierte am Ständer, an dem die Biosorbflaschen angehängt wurden, herum. Während ich ihr aufmerksam zusah, löste sich urplötzlich eine eingeschlossene Luftblase in meinem Magen und beförderte die gesamte eben eingeflößte Biosorbmenge wieder zu Tage. Alles in Richtung Petra. Die hatte nichts Besseres zu tun, als sich just in diesem Moment zu mir umzudrehen. Der Schwall traf sie voll von vorn. Ihre Diensthosen wurden total durchnässt und legten sich blitzschnell hauteng um ihre Beine. Nicht genug der Figurstudie, nein, die Hosen wurden durchscheinend und gaben nun das preis, was sie vor neugierigen Blicken verbergen sollten. Meine Augen wurden groß und rund.

„I, du Ferkel, kannst du deinen Kopp nicht in eine andere Richtung drehen?“, fluchte sie und rannte hinaus. Ich, für meinen Teil, hatte mehr als genug gesehen. Es tat mir schrecklich leid was passiert war, aber Spaß hatte ich trotzdem.

Nach zehn Minuten kam sie umgezogen, mit Eimer und Wischzeug bewaffnet, zurück. „Entschuldige, wenn ich dich vorhin so angeblafft habe, aber so etwas passiert nicht alle Tage. Alles nur halb so schlimm.“ Ich dachte bei mir: Oh Mädels, wenn du wüsstest...

Die meisten Persönlichen Budgets in Deutschland

Fachtag mit Ergebnissen aus der
Modellregion Berlin

Eine Zahl gleich zum Anfang: Echte trägerübergreifende Persönliche Budgets gebe es, so Dr. Hartmut Haines aus dem Bundesministerium für Arbeit und Soziales, in Deutschland ganze 20. Und das war nicht die einzige überraschende Zahl, die am 9. März dieses Jahres bei der Fachtag zum Trägerübergreifenden Persönlichen Budget (TPB) in der Kreuzberger Heilig Kreuz Kirche zu vernehmen war.

Dr. Heidrun Metzler präsentierte vor über 250 Personen die Auswertung der Berliner Modellregion zum TPB, dessen Erprobungsphase mit dem 30. Juni 2007 zu Ende geht. Folgende Fragen leiteten die Auswertung: Welche Leistungen sind budgetgeeignet? Wie lässt sich der Bedarf feststellen? Wie lassen sich Budgets bemessen? Welche Regelungen zur Qualitätssicherung sind erforderlich?

Zum Stichpunkt der Erhebung am 1.1.2007 wurden 75 Budgets bewilligt, die aller meisten, 58, davon in Friedrichshain-Kreuzberg, aber auch in anderen Bezirken werden TPBs gewährt. Zwei Anträge wurden abgelehnt und vier zurückgezogen. Nur 15 Budgets waren trägerübergreifend aus Sozialhilfe, Krankenversicherung und Pflegeversicherung zusammengesetzt, die anderen Budgets kamen von nur einem Träger. Die Dauer der Antragsbearbeitung nahm in der Untersuchungsperiode laufend ab. Waren es zum Beginn mehr als 140 Tage, so reduzierte sich die Wartezeit auf rund 50 Tage.



Dr. Heidrun Metzler (r.) präsentiert die Ergebnisse der TPB-Modelregionen

Die durchschnittliche Budgethöhe betrug 1928,- Euro, die häufigste Budgethöhe war jedoch ein Betrag von 780,- Euro. Die Budgetnehmer sind in der überwiegenden Zahl unter 50 Jahre und leben ganz überwiegend in einer Privatwohnung. Sie waren mit dieser Leistungsform zufrieden und sahen im TPB eine deutliche Verbesserung ihrer Lebensumstände.

Aus dem Publikum kamen Fragen beispielsweise nach dem schwarzen / grauen Pflegemarkt mit osteuropäischen Pflegekräften und der auch dort notwendigen Qualitätssicherung sowie nach der Anwendbarkeit des TPB auch auf die Bedarfe älterer Menschen. Auch über „die freie Verfügbarkeit“ des TPB wurde angefragt: Wenn man spare, könne man dann einen Urlaub finanzieren? Der Projektleiter Wilfried Peters vom Bezirksamt Friedrichshain-Kreuzberg stellte in diesem Zusammenhang klar: „Auf Urlaub besteht kein Anspruch. Reine Erholung ist nicht im TPB abgedeckt.“ Das TPB sei eine andere Leistungsform, keine zusätzliche Leistung des Staates, bei der man sich etwas gönnen könne. „Das ist nicht Sinn und Zweck des TPB.“ Denn die Mittel unterlägen der Pflicht zur vollständigen zweckbestimmten Verwendung und müss-



ten bei fehlender zweckbestimmter Verwendungsmöglichkeit zurückgezahlt werden.

Und was ändert sich zum 1.1.2008, wenn das TPB zu einer Regelleistung wird? Nicht sehr viel für die jetzigen Budgetnehmer. Die Budgetverantwortlichen hingegen haben im kommenden Jahr keine Wahl mehr, sie müssen das TPB auch außerhalb der Modellregionen gewähren, was z. Zt. auch in rund 200 Fällen schon geschieht.

Thomas Golka

Links zum Thema:

www.projekt-persoeliches-budget.de/cms/

Ergebnisse der Begleitforschung aller Modellregionen

www.berlin.de/sen/soziales/behinderung/rehabilitation/index.html
Infos zu den Berliner Erfahrungen

www.fdst.de/aktuellesundpresse/wirmagazin/wirarchiv/wirarchiv2005/
Das Persönliche Budget – Alles möglich oder nur gespart, WIR-Magazin 2/2005

Den Schwung des Hammers lernen

Leben ohne Barrieren!? – Anhörung von „Bündnis 90 / Die Grünen“ zu fünf Jahren Behindertengleichstellungsgesetz (BGG)

Am 1. Mai 2002 trat das BGG in Kraft. Das Gesetz sollte eine gleichberechtigte Teilhabe von Menschen mit Behinderungen am Leben der Gesellschaft gewährleisten. Hat es das geleistet? Die Einschätzungen sind recht unterschiedlich. Die Behindertenbeauftragte der Bundesregierung Karin Evers-Meyer (SPD) zog eine grundsätzlich positive Bilanz, der Auftrag sei aber „noch nicht erfüllt.“ Einige Regelungen, wie etwa die Verordnung zur barrierefreien Informationstechnik, hätten weit über den Bereich der Bundesverwaltung hinaus Wirksamkeit entfaltet. Evers-Meyer weiter: „Viele Menschen in Behörden und Unternehmen haben verstanden, dass Barrierefreiheit ein wichtiger Faktor der Qualität eines Angebotes ist und in Zeiten des demografischen Wandels noch bedeutsamer wird. Mit dem Instrument der Zielvereinbarung können Verbände behinderter Menschen selbst Einfluss auf die Gestaltung einer barrierefreien Umwelt nehmen.“





Gerade das Instrument der Zielvereinbarung wurde von rund 200 Personen aus der ganzen Bundesrepublik am 23.4.2007 auf Einladung der Grünen im Marie-Elisabeth-Lüders-Haus direkt an der Spree ganz anders diskutiert. Denn dieses Instrument sei nur bei einer „strukturellen Augenhöhe“ ein sinnvolles Mittel zur Umsetzung von Barrierefreiheit in der Gesellschaft. Kritisiert wurde die geringe Zahl der erreichten Zielvereinbarungen. Teilnehmer forderten ein ordnungspolitisches Eingreifen des Staates, wenn nur ein Partner in den Verhandlungen ein Druckpotenzial besitzt und diese Augenhöhe zwischen den verhandelnden Parteien nicht zu erreichen ist. Manche Firmen sähen in Menschen mit Behinderung einfach keine wichtige Kundengruppe, daher könnten sie Verhandlungen endlos verzögern.

Dr. Andreas Jürgens, MdL in Hessen, äußerte in einem schwungvollen Beitrag

folgende Einschätzung zu den rechtlichen Instrumenten: „Selbstbestimmung kann kein Gesetz schenken, das haben wir gelernt. Wir müssen die Selbstbestimmung leben.“ Mit der Verbandsklage hätten die Verbände das passende Werkzeug in ihrer Hand, um den Nagel in die Wand zu hauen. „Wir sollten uns wechselseitig anleiten, wie der Hammer geschwungen werden soll.“

Allein die hohe Teilnehmerzahl wertete Markus Kurth, behinderten- und sozialpolitischer Sprecher der grünen Bundestagsfraktion, in seiner Begrüßung als Beleg dafür, dass das Gesetz noch lange nicht mit Leben gefüllt sei und der weiteren Umsetzung und Verbesserung bedürfe. Horst Frehe, Vorsitzender des Sprecherrates des Deutschen Behindertenrates, stellte in seiner Bilanz zum BGG fest, dass es sich in großen Teilen um „symbolisches Recht“ handle. Die Hoffnung auf die Zielvereinbarung als wirksames Mittel sei verstoben.



mehr Engagement zur Durchsetzung von Barrierefreiheit aufbringen.

Jens Kaffenberger, Vorstandsmitglied Europäisches Behindertenforum (EDF), brachte gegen Ende der Veranstaltung die europäische Ebene ins Spiel, die er in Deutschland für unterschätzt hält. Er bezog sich z. B. auf die Vorschrift zur grundsätzlichen Barrierefreiheit bei den Projekten in den EU-Strukturfonds und kritisierte, dass diese Vorschrift in der entsprechenden Rahmenvereinbarung des

Frehe sprach von „politischem Schamantentum“: „Das ist symbolische Politik, die Dinge bespricht, aber nicht bewegt – und noch weniger einlöst.“ Positiv wertete er hingegen die Anerkennung der Gebärdensprache oder der speziellen Erwähnung behinderter Frauen. Doch auch durch symbolische Gesetze könne ein Beitrag zur Veränderung in der Öffentlichkeit geleistet werden. Ferner forderte Frehe Ersatz für die Vorschriften über das Gaststättenrecht, die der Föderalismusreform zum Opfer gefallen seien, sowie verbindliche Regelungen für den Öffentlichen Personennahverkehr (ÖPNV). Insbesondere das Eisenbahnbundesamt müsse



Bundeswirtschaftsministeriums gar nicht mehr auftauche. Ferner wies er auf die europaweite Kampagne des EDF für eine behindertenspezifische Richtlinie der EU hin (www.1million4disability.eu), die jeder mit einer Unterschrift unterstützen könne.

Thomas Golka

Weitere Fotos unter www.fdst.de/aktuellesundpresse/aktuell/fotogalerien/5jahrebgg

Wenn die Welt zum Dorf wird

UN Konvention für Rechte von Menschen mit Behinderung unterzeichnet

Wie bewegend schön und feierlich es am 30. März 2007 anlässlich der Unterzeichnung der UN Konvention für die Rechte von Menschen mit Behinderung in New York zugeht, war in der Woche darauf aus dem Kleisthaus, dem Sitz der Bundesbehindertenbeauftragten, von begeisterten Reiset Teilnehmern aus dem Amt zu hören und auch, dass man sich schon darauf freue, wenn die Konvention von Deutschland ratifiziert werden wird, die Vertreter aus vielen Ländern der Erde wieder zu treffen, mit denen man sich inzwischen doch sehr verbunden fühlt.

Bislang haben 83 Länder die UN Konvention gezeichnet, darunter auch die chinesische Delegation, die zuvor in Berlin zu Besuch war. Und man höre und staune: Jamaika hat die UN Konvention sogar schon ratifiziert. Mit der Konvention werden den weltweit über 600 Millionen behinderten Personen erstmalig Bürger- und Menschenrechte zugesprochen.

Inbesondere durch das erfolgreiche Engagement, eine eigenständige Regelung für behinderte Frauen in den Vertragstext aufzunehmen, habe sich Deutschland in der Staatengemeinschaft und bei den Verbänden große Anerkennung erarbeitet, so Franz Müntefering. Zwei Wochen vor der Unterzeichnung in New York nahm der Bundesminister für Arbeit und Soziales den Kabinettsbeschluss zur Unterzeichnung der UN Konvention zum Anlass, Erfolge und Ziele deutscher Behindertenpolitik ausführlicher darzulegen.

Das Neunte Buch Sozialgesetzbuch – Rehabilitation und Teilhabe behinderter Menschen (SGB IX), das Behindertengleichstellungsgesetz und das Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz habe modernes und bürgernahes Recht für behinderte Menschen geschaffen, in dessen Mittelpunkt selbst bestimmte Teilhabe am gesellschaftlichen Leben und am Arbeitsleben stehen. Diese neue Philosophie sei laut Müntefering für behinderte Menschen „ganz konkret erlebbar.“

Instrumente wie das Persönliches Budget, auf das behinderte Menschen ab 1. Januar 2008 einen Rechtsanspruch haben, sowie ein betriebliches Eingliederungsmanagement und die Weiterführung der Initiative „job – Jobs ohne Barrieren“, um die Arbeitslosigkeit behinderter Menschen abzubauen und zu verhindern, seien dafür wichtige Bausteine. Auch auf europäischer Ebene zeige sich Deutschland als wichtiger Impulsgeber, etwa durch die Unterstützung der Initiative zur Herstellung der Barrierefreiheit im europäischen Reiseverkehr.

Von der Unterzeichnung der UN Konvention gehe nach Meinung Münteferings während der deutschen EU-Ratspräsidentschaft und des „Europäischen Jahres der Chancengleichheit für alle“ ein sichtbares Zeichen aus für den deutschen Einsatz für die Belange behinderter Menschen. Die Konvention werde auch Thema sein auf der Europäischen Konferenz zur Integration behinderter Menschen am 11. und 12. Juni 2007 in Berlin, in deren Mittelpunkt besonders der Zugang von Menschen mit Behinderung zu Bildung und Beschäftigung stehen wird. „Wir gehen mit Tempo voran, und zwar gemeinsam mit den behinderten Menschen und ihren Verbänden“, fasste der Minister die behindertenpolitischen Bestrebungen zusammen. Geschwindigkeit und Miteinander werden dabei zu überprüfen sein, besonders am Ende eines Jahres der Chancengleichheit.

Hannelore Bauersfeld

Integration auf Vietnamesisch

Eindrücke einer Reise

Auf meiner Reise durch den Norden Vietnams habe ich eine Behindertenwerkstatt besichtigt. Der Besucher kann sich Zeit lassen, den Menschen bei der Arbeit zuzuschauen, um die handwerklichen Fertigkeiten zu bewundern und die Atmosphäre auf sich wirken zu lassen. Eine große Halle ist lose durch Trennwände in verschiedene Abteilungen aufgeteilt, in denen die unterschiedlichen Produkte gefertigt werden. Große Durchgänge ermöglichen einen freien Blick und machen neugierig darauf, was sich im Hintergrund abspielt.

An langen Tischen sitzen die Arbeiter, die Seidenbilder sticken – eine sehr filigrane Tätigkeit, verbunden mit großer Konzentration, um die Nadel immer wieder an der richtigen Stelle anzusetzen. An den großen hohen Wänden hängen die fertigen Bilder. In einem weiteren Raum wird Schmuck angeboten. In einem anderen Raum gibt es Holzmöbel und Lackarbeiten zu bewundern.

Niemand der Arbeitenden ließ sich von den Besuchern aus der Ruhe bringen. An einem Tisch unterhielten sich zwei junge Frauen in Gebärdensprache und hatten sich etwas sehr Lustiges zu erzählen – sie lachten herzlich, so dass ich mich gleich von ihnen angesteckt fühlte – auch wenn ich keine Ahnung hatte, was sie so amüsierte. Ein junger Verkäufer mit Gehbehinderung half mir meinen Kleiderwunsch zu erfüllen, er war sehr geduldig und aufmerksam. Als ich endlich etwas Passendes gefunden hatte, haben wir uns beide gefreut und gelacht. Der Einkauf hat sehr viel Spaß gemacht.

Als ich nach köstlichem vietnamesischem Kaffee das Gebäude verließ, erregten im Vorhof große Skulpturen von Menschen und Tieren meine Aufmerksamkeit. Auf großen Holzkisten klebten Zettel: Zielort Rostock, Germany. Eine andere Kiste ging nach Philadelphia, USA. Auf meinem Kassenbon bemerkte ich dann eine Internetadresse, unter der man die Artikel auch online bestellen kann. Ich war sehr beeindruckt.

Bis zu diesem Besuch hatte ich auf meiner Reise durchs Land nur zwei Menschen mit Behinderungen gesehen. Meine Fragen zu ihren Lebensumstände waren unbeantwortet geblieben. Ich erfuhr nur, dass es noch immer Menschen gibt, die in der dritten und vierten Generation unter den Auswirkungen von Agent Orange leiden. Zurück in Hanoi, fand ich in den Vietnam News einen Zeitungsartikel, der mir mehr Hintergrundwissen vermittelte. Unter der Überschrift „Unternehmer schenkt Unabhängigkeit“ wurde Herr Pham Cong Ngu vorgestellt, ein Handwerker und Kriegsveteran, der 1993 ein Trainingszentrum für Menschen mit Behinderung und für Waisenkinder eröffnet hatte. Von seinem eigenen Geld hatte er Unterkünfte und Arbeitsgeräte gekauft.

Die ersten 30 Personen bildete er selbst aus. Mittlerweile gibt es drei Zentren, eins umfasst 5.000 Quadratmeter, ein anderes ist 3.000 Quadratmeter groß. Bis jetzt hat Pham Cong Ngu 291 Menschen beschäftigt und ausgebildet, so dass sie erfolgreich ihren Lebensunterhalt bestreiten können, zwölf von ihnen haben weiterführende Schulen und Universitäten besucht. Zur Zeit leben in einem der Zentren insgesamt 56 Personen. Jeder Bewohner bezahlt umgerechnet 16,80 Dollar für Miete, Nebenkosten und Ausbildung monatlich und verdient etwa 62 bis 187 Dollar mit zusätzlicher Anwartschaft auf eine Rente. In den Einrichtungen geht es aber nicht nur um Arbeit – elf Paare, die sich dort kennen gelernt hatten, haben geheiratet.

Wieder zurück zu Hause las ich, dass sich die vietnamesische Regierung in den vergangenen Jahren zunehmend den Belangen von Menschen mit Behinderungen zugewandt hat. Rehabilitationspläne wurden entwickelt, häufige Berichterstattung in den Medien spiegeln das öffentliche Interesse an der Integration der behinderten Bevölkerung wider. Ein wichtiger Schritt, um Vorurteile und Diskriminierung abzubauen. Die staatlichen Programme zielen darauf ab, in den Verwaltungsprovinzen Behindertenzentren zu



errichten. Betreuung, medizinische Hilfen und Rehabilitationsmaßnahmen sollen helfen, die Situation der Menschen zu verbessern. Nach Angaben des Schweizerischen Roten Kreuzes sind in Vietnam mehrere Millionen Menschen behindert und arm. Zusätzlich zu den in allen Ländern auftretenden Behinderungen sind in Vietnam immer noch die Folgen der Kriege sichtbar. Neben Kriegsversehrten

und Minenopfern gibt es bis heute Kinder mit schweren Missbildungen als Spätfolgen des Einsatzes von Agent Orange. Seit vielen Jahren hilft die von terre des hommes unterstützte Frauenunion den betroffenen Menschen ihre Lebenssituation zu verbessern. Programme zur Gesundheitsförderung und Einkommenssteigerung durch bessere Erwerbsmöglichkeiten sollen helfen, Kindern betroffener Familien einen Schulbesuch zu ermöglichen. Ein Rehabilitationszentrum in Ho-Chi-Minh-Stadt (CREP) ist für viele Familien die einzige Chance, um für ihr behindertes Kind Prothesen, einen Rollstuhl, Krankengymnastik oder gar eine Operation zu bekommen.

Vor 40 Jahre entstand aus einer spontanen Rettungsaktion kriegsverletzter Kinder das Kinderhilfswerk. Trotz großer Anstrengungen internationaler Hilfsorganisationen, einheimischen Initiativen und staatlichen Programmen sind die meisten Menschen mit Behinderungen in Vietnam ohne ausreichende Frühförderung, Möglichkeiten von Schulbesuchen und Arbeitsplätzen. Die Familien, insbesondere die Mütter tragen die Hauptlast bei der Betreuung beeinträchtigter Kindern. Um die Schatten der Kriege und Armut auch im Behindertenbereich hinter sich zu lassen, gibt es noch viel zu tun.

Dabei hat Vietnam in den vergangenen 30 Jahren einen weiten Weg vom Kriegsschauplatz zu einem wirtschaftlich aufsteigenden Land zurückgelegt. Die kommunistische Regierung erlaubte Privatwirtschaft

und die Bevölkerung – 60 Prozent sind unter 27 Jahren – ergreift alle Möglichkeiten, sich eine bessere Zukunft aufzubauen. Nach China ist Vietnams Wirtschaft die am schnellsten wachsende in Asien. Das Land hat enorm davon profitiert, dass tausende ehemaliger Flüchtlinge mit englischen (und auch deutschen) Sprachkenntnissen und guten Bildungs- und Ausbildungsabschlüssen ins Land zurückkommen. Faktoren wie die Unterstützung der Regierung für neue Technologien, eine motivierte Arbeiterschaft, starkes Wachstum, eine explodierende Internetnutzung und

Quellen:
Deutscher Entwicklungsdienst (DED)
Vietnam News
Das Schweizerische Rote Kreuz
www.tdh.de
Herald Tribune,
29. November
2006
New York Times

eine günstige Kostenrechnung, bewegen Firmen wie Intel dazu, in Vietnam zu investieren. Auch in den entlegensten Bergdörfern sind Schulen eingerichtet – eine wichtige Voraussetzung für weiteren Fortschritt. Am 1.1.2007 trat Vietnam der Welthandelsorganisation WTO bei. Alle, mit denen ich sprach, waren darüber begeistert und stolz. Den Problemen, die das schnelle Wachstum mit sich bringt, begegnet man mit einem Lachen und mit Optimismus.

Doris Brandt

Barrierefreie Fahrtmöglichkeit zwischen Berlin und Rheinsberg

Möglichkeit A

Es gibt eine umsteigefreie Fahrtmöglichkeit morgens ab Berlin nach Rheinsberg und nachmittags wieder zurück mit der **Linie RB 54**: Der Zug fährt freitags, samstags, sonntags und an Feiertagen sowie vom 30.04. bis 27.09.2007 täglich. In Berlin-Lichtenberg erfolgt der Bahnsteig-Zugang über Aufzug und Rampe. In Berlin-Gesundbrunnen und Oranienburg stehen Aufzüge zur Verfügung; in Rheinsberg ist der Zugang ebenerdig. Die Anmeldung zur Nutzung dieser Züge erfolgt über den DB-Mobilitätsservice unter Tel. 0180 5 - 512 512 (12 ct./min).

Die RB54-Fahrzeuge (Dieseltriebwagen der Baureihe 628) sind leider nicht für alle Rollstuhltypen nutzbar. Der Einsatz barrierefreier(er) Fahrzeuge ist wegen Mängeln in der Infrastruktur derzeit leider nicht möglich.

Möglichkeit B

An den verbleibenden Tagen, an denen die RB 54 nicht fährt (montags bis donnerstags außer feiertags, ab 28.09.2007), gibt es die Möglichkeit, mit dem **RE 5** (Stralsund / Rostock - Berlin - Falkenberg/Elster / Lutherstadt Wittenberg) bis Gransee und weiter mit dem Bus 784 bis Rheinsberg zu fahren. Der Bus fährt viermal am Tag.

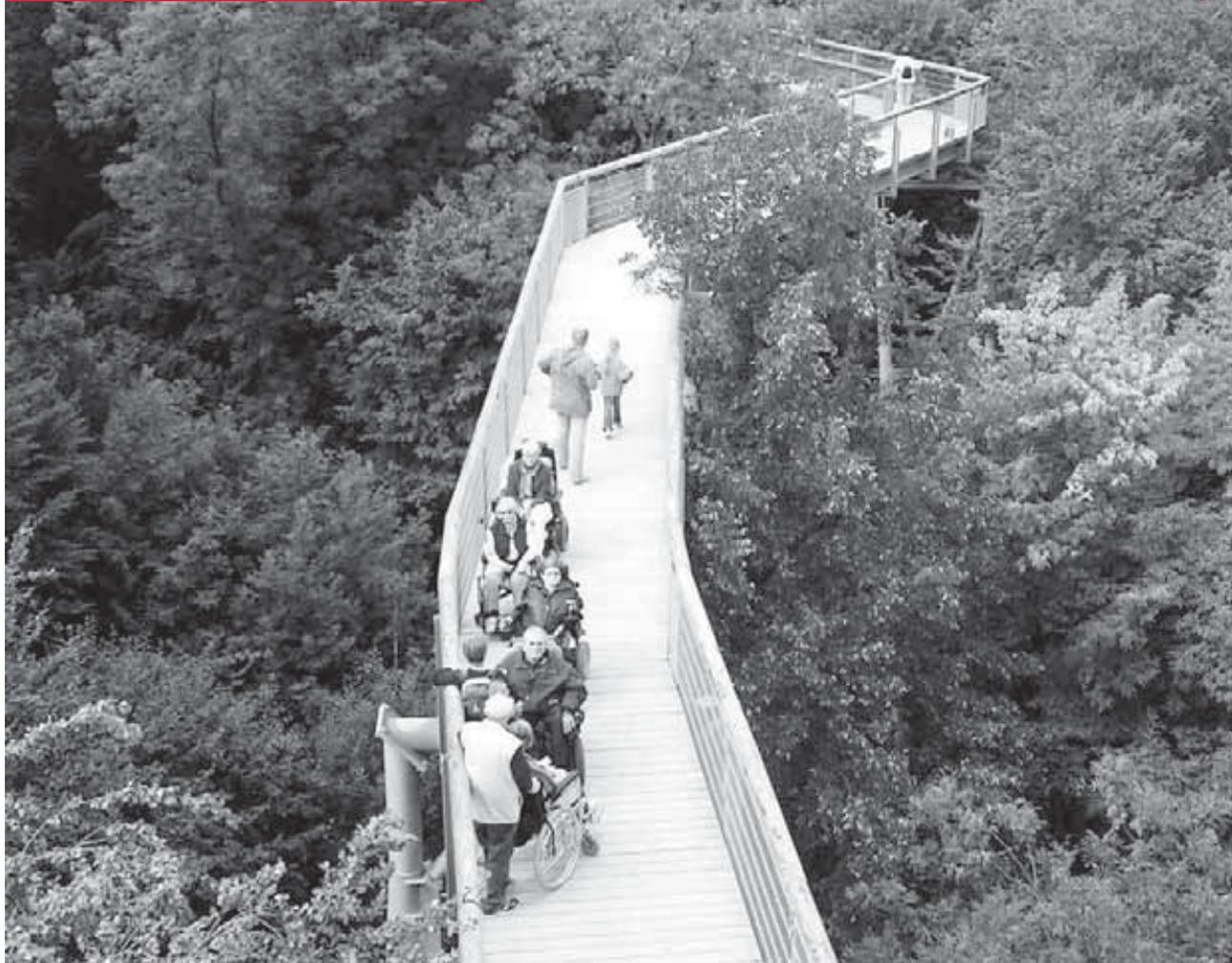
Damit ein barrierefreies Bus-Fahrzeug zum Einsatz kommt, ist eine telefonische Voranmeldung beim Verkehrsunternehmen Ostprignitz-Ruppiner Personennahverkehrsgesellschaft mbH (ORP) unter Tel. (03391) 400 60 etwa eine Woche im Voraus erforderlich. Die Anmeldung zur Nutzung der RE 5-Züge erfolgt über den DB-Mobilitätsservice unter Tel. 0180 5 - 512 512 (12 ct./min). Der RE 5 fährt ab den Berliner Bahnhöfen Lichterfelde Ost, Südkreuz, Hauptbahnhof (Tiefbahnsteige) und Gesundbrunnen sowie ab Oranienburg. Der Zugang zu diesen Bahnhöfen erfolgt über Aufzüge. In Gransee erfolgt der Bahnsteigzugang ebenerdig über eine Zugangsrampe mit minimaler Neigung.

Möglichkeit C

Täglich besteht die Möglichkeit, mit dem **RE 6** bis Neuruppin Rheinsberger Tor (Zugang durch Rampe) zu fahren und dort in den Bus 764 zu steigen. Der RE6 fährt stündlich von Berlin-Spandau (Zugang über Aufzug) und Hennigsdorf (Zugang über Aufzug, Zug hält am selben Bahnsteig wie S-Bahn S25). Der Bus 764 fährt montags bis freitags etwa stündlich und samstags, sonn- und feiertags dreimal am Tag. Auch hier ist die Anmeldung des Fahrtwunsches bei DB und ORP unter genannten Rufnummern erforderlich. Der Bahnhof in Löwenberg ist leider nicht barrierefrei nutzbar.

Weitere Informationen erhalten Sie unter www.vbbonline.de oder **VBB-Info-Telefon: 030 - 25 41 41 41**

Ronald Budach



Dolce Vita - Reloaded!

Die beiden alten Schachteln waren wieder auf der Piste! Diesmal ging es ins „grüne Herz“ Deutschlands nach Thüringen. Unser „Hauptquartier“ war das Schlosshotel Behringen in einem nettem ruhigen Dörfchen kurz vor Bad Langensalza. Dort ist ein sehr bequemes und schönes Hotel für Rollifahrer entstanden. Ein altes Schloss mit Gutshof wurde behutsam restauriert, geschmackvoll renoviert und mit behindertengerechter Technik ausgestattet. Ein idealer Ausgangspunkt für erlebnisreiche Unternehmungen und zum Relaxen. Wir hatten drei Tage volles Programm vor uns, eine nette lustige Gruppe mit uns und natürlich wie immer, sorgsame und umsichtige Begleitung der Stiftung bei uns. Frau Busch hatte auf dieser

Reise männliche Verstärkung, Zivi Hannes fuhr den zweiten Bus und hatte uns alle im Nu mit seinem jugendlichen Charme erobert. Gleich am nächsten Morgen starteten wir – aber nicht auf der Spur der Dichter und Denker in diesem kulturträchtigen Land, nein, wir wollten hoch hinaus! Dem Wald aufs Dach steigen, den Spechten bei der Arbeit zuschauen, einen Blick in die Vogelkinderstuben werfen und die Schlafzimmer der Fledermäuse besichtigen. Das geht nicht? Und ob, der Baumkronenpfad im Nationalpark Hainich macht es möglich.

Auf dem Waldparkplatz Thiemsburg trafen wir uns mit einer sehr engagierten jungen Försterin, die uns Großstadtpflanzen erst einmal aufklärt, welche Attraktion uns erwartet und welche Naturschönheiten wir bewundern können. Der Nationalpark Hainich ist das größte zusammenhängende Laubwaldgebiet Deutschlands und einzigartig in Europa. Auf bequemen Wegen rollten wir in den Wald hinein bis zum Fahrstuhl – jawohl, ein gläserner

Fahrstuhl mitten im Wald –, der uns zehn Meter hoch in die Wipfel brachte. Dort oben beginnt der Baumkronenpfad und zieht sich auf 310 Meter Länge bis auf 24 Meter hoch und endet mit einem Aussichtsturm. Alles ist sehr stabil und sicher gebaut, problemlos zu befahren, breit genug und ohne große Schwankungen. Nur ein bisschen schwindelfrei und ohne Höhenangst sollte man schon sein – ein leichtes Tarzangefühl kommt doch auf. Der Pfad ist unterteilt in vier Zonen, die jeweils den Lebensräumen der Tiere zugeordnet sind: Specht, Fledermaus, Schmetterling und Wildkatze. In luftiger Höhe hatten wir einen interessanten Naturkundeunterricht. Anschließend ging es wieder zurück nach Behring. Pünktlich zum Abendessen fanden wir uns alle im Speisesaal ein, soviel frische Waldluft macht echt hungrig! Und müde.

Der nächste Tag begann fernöstlich, exotisch und voller Mythologie. Dazu mussten wir aber kein Flugzeug besteigen – wir fuhren gemütlich nach Bad Langensalza. In dem kleinen Kurort gibt es mehrere Themengärten, zwei davon wollten wir besichtigen. Zuerst den Japanischen Garten – Kofuko No Niwa – Garten der Glückseligkeit. Er ist den Landschaften der fünf verborgenen Inseln nachempfunden, um die Unsterblichen zum Bleiben zu bewegen und ewige Harmonie zu erlangen. Jedes einzelne Fleckchen in diesem Garten hat seine Symbolik und alles zusammen strahlt so viel Schönheit und heitere Stille auf, dass man sofort davon gefangen war. Wir rollten nicht – wir schwebten über die hölzernen Stege der Teichlandschaft und bewunderten im



kristallklaren Wasser die Koi-Karpfen und den Wasserfall, der über die Felsen sprudelte. Weiter innen im Garten übernehmen dann die Pflanzen und Steine die Wellen Bewegungen des Wassers und führen diese durch den ganzen Garten fort bis zum steinernen See, der das Wellenmuster in den geharkten Kieseln zeigt. Mitten im Garten stehen zwei hölzerne Pavillons: ein Teehaus, dort hält ein echter Teemeister die Zeremonien ab – und ein

zweites japanisches Haus mit Innengarten und einer kostbaren Bonsaiausstellung. Wir bekamen von unserer Führerin noch einen kurzen Einblick in die Philosophie des Feng Shui. Dann mussten wir Abschied nehmen von dieser wunderbaren kleinen Welt. Es wartete schon unsere nächste sachkundige Führerin, um uns in den Rosengarten zu begleiten. Bad Langensalza trägt nicht umsonst den Beinamen „Rosenstadt“. Dort werden schon seit Jahrzehnten berühmte Sorten gezüchtet, die Berger Rosen. Ein Blütenteppich aus Beetrosen

in allen Farben, Torbögen aus Kletterrosen, alte duftende Englische Rosen, kleine Hügel mit wilden Rosen, Teiche mit Seerosen – eine Augenweide! Dann entdeckten wir das Restaurant am See und änderten spontan die Tagesordnung. Statt Rosenmuseum gab es unter strahlend blauem Himmel Pizza und Erfrischungen auf der Terrasse. Wir merkten schnell, was es noch in diesem Garten gab: Wespen über Wespen!

Den Nachmittag verbrachten wir in der malerischen Altstadt, besichtigten die Marktkirche St. Bonifaci, bummelten über den Bauernmarkt und durch die kleinen Gassen.

Der nächste Tag führte uns nach Eisenach. Beim Frühstück probten wir schon mal für den Sängerkrieg auf der Wartburg. Hannes hatte Geburtstag, wir brachten ihm ein Ständchen. Dann mussten wir aber aufbrechen, wir waren zur Stadtführung angemeldet. Der Rundgang begann am Marktplatz mit einem kleinen Orgelkonzert in der St. Georgenkirche. Hier heiratete die Heilige Elisabeth, hier wurde Bach getauft, hier hat Luther als Lateinschüler gesungen und später auch gepredigt. Aber bevor zuviel Ehrfurcht vor solchen großen geschichtlichen Ereignissen aufkam, waren wir wieder auf dem hellen Marktplatz versammelt und bewunderten den Brunnen, wo der Heilige St. Georg golden in der Sonne glänzte. Übrigens der einzige Heilige, der immer zusammen mit seiner Ehefrau dargestellt wird – erzählte uns die Führerin. Wir guckten ziemlich ratlos und ungläubig auf die Statue, da lachte sie undklärte uns auf: Na, der Heilige Georg mit seinem Drachen! Damit war das Eis gebrochen, und statt eines langweiligen Geschichtsunterrichts wurde es ein lustiger Stadtspaziergang mit Wissenswertem über Eisenach und seine berühmten Bewohner.



bratwürste und achteten nicht auf den Himmel – und schon war das Unwetter da! Es schüttete aus Kübeln. Blitz, Donner, Hagel – unser Besuch bei Tannhäuser und dem „Junker Jörg“ alias Martin Luther fiel buchstäblich ins Wasser. Frau Busch wollte es trotzdem versuchen, irgendwann musste es ja aufhören – aber selbst das Autofahren wurde fast unmöglich, die Scheibenwischer schafften es einfach nicht, die Straße war kaum zu erahnen. Also kehrten wir um in Richtung Behringen. Im Hotel angekommen, konnten wir in Ruhe einpacken – am nächsten Morgen ging es ja schon wieder nach Hause! Nach dem Abendessen versammelten wir uns alle in der Kellerbar, und während es sich draußen richtig einregnete, feierten wir Abschied und ließen die vielen schönen Eindrücke noch einmal Revue passieren. Was die Wartburg betrifft – die steht schließlich im nächsten Jahr auch noch da. Wenn die Gesundheit es erlaubt, sind wir auch wieder dabei und versuchen es noch einmal. Dich, teure Halle grüß ich wieder – dann wird es schon klappen mit einem Besuch im Sängersaale.

Monika Kantorski

Früher kamen die Touristen hauptsächlich wegen der Wartburg – heute kommen ganze Busladungen wegen einer Fernsehserie. Alle wollen sehen, wo Dr. Kleist seine Praxis hat. Es gibt extra Stadtführungen deswegen. Erstaunlich, wie ein Fernseharzt den Tourismus ankurbelt, aber gut für Eisenach. Unser Rundgang führte uns doch eher an die alten Stätten dieser schönen mittelalterlichen Stadt. Den Höhepunkt – die Wartburg – hatten wir uns für den Nachmittag aufgehoben. Bis dahin rollten wir gemütlich durch die Fußgängerzone, probierten natürlich die berühmten Thüringer Rost-





Mädchenhauer gegen Unschuldige

Das erste Frauenrugbyteam der Welt beim Donnersmarck-Cup 2007

Zuschauer wie Spieler beim Rollstuhlrugby sind kein Theaterpublikum: „Petra, lass dir nichts gefallen, ich will den Schneidezahn sehen.“ Oder: „Rudi, lass die Hände weg von der Frau“ oder auch ein ironisches „Mädchenhauer“ waren am Wochenende vom 9.-11. März 2007 in der Seehalle des HausRheinsberg zu hören. Ganz normal sind Spiele gegen ein reines Frauenteam im Quadrugby noch nicht. Zuschauer ohne Vereinsbindung waren bei allen Spielen auf der Seite der Frauen in den roten

Hemden mit dem Aufdruck „not guilty“, „unschuldig“.

Die beiden Frauen hinter dem Projekt sind Anke Kurzmann aus Köln und Johanna Meredith aus Holzwickede, Kreis Unna: die eine gelernte Schreinerin, die andere vormalig Empfangschefin im Hotel. Sie organisieren die Frauschaft, besorgen Sponsoren und stellen Anträge. Denn sie wollen den Kreis der rund 40 in Vereinen spielenden Frauen vergrößern. In Zukunft schwebt ihnen ein deutscher Ligabetrieb für Frauen vor.

„Uns bringt der Sport Selbstwert, Selbstbewusstsein und Selbstständigkeit. Das ist Rehabilitation pur. Wir wollen eine Plattform für die Frauen bilden, egal ob sie schon in einem Verein spielen oder nicht. Jede bekommt Spielzeit, und vor allem haben wir viel Spaß,“ erzählt Johanna Meredith. Anke Kurzmann ergänzt: „Hier werden Muskeln aufgebaut, die



man sonst als Tetraplegiker nicht nutzt, aber auch der Kopf profitiert von dem Spiel, in dem nicht allein Kraft entscheidet, sondern auch Taktik und Spielverständnis.“

Ein bisschen schwerer als die Männer hätten sie es nicht nur in körperlicher Hinsicht: „Oft steht die Familie nicht hinter dem Sport und man wird auf der Familienfeier kleingemacht, wenn man mal einen Termin in der Familie wegen

Bilder vom
Turnier und alle
Ergebnisse finden
Sie bei
www.fdst.de

Anke Kurzmann
(l.) und Johanna
Meredith

des Sports abgesagt hat. Sehen Sie in die Halle, wie viele Frauen ihre Männer begleiten. Die Frauen stehen oft hinter dem Sport ihrer Männer. Solche Diskussionen müssen die Männer nicht führen,“ so Anke Kurzmann.

Das Turnier gewannen in diesem Jahr andere. Dazu Anke Kurzmann: „Das ist keine Schande. Denn wir trainieren hier, da wir uns ja sonst nicht zum Training treffen können, und haben uns während des Turniers spielerisch gesteigert.“ Ihren Schlachtruf „Zickenpower“ bringen sie schon so laut hervor, wie die Männer ihre Schlachtgesänge.

Die Heidelberg Lions bezwangen im Finale die Rollmöpse aus Greifswald mit 32 zu 30. Die Herzen der Zuschauer aber flogen den „unschuldigen“ Frauen zu. Und die hatten am Ende doch noch Glück. Als „Lucky Loser“ erhielten sie einen Gutschein für ein Trainingswochenende in Rheinsberg. Diesen Preis hatten die Rollmöpse vor etlichen Jahren auch erhalten. Jetzt belegten ihre Mannschaften die Plätze 2 und 3 im Turnier.

Wenn das kein gutes Zeichen für das Rollstuhlrugby der Frauen in Deutschland ist.

Thomas Golka





Handicapped Diving

Nachbericht zum Tauch-
Schnupperwochenende

Am 17. und 18. März 2007 fand der zweitägige Schnupperkurs der Fürst Donnersmarck-Stiftung in Berlin-Zehlendorf statt – Tauchen für Körperbehinderte. Neun Kursteilnehmer mit verschiedensten körperlichen Behinderungen, sieben Frauen und zwei Männer, die sich gern einmal schwerelos fühlen wollten, hatten sich bei Behindertentauchlehrer Henning Fahrenholz angemeldet, der mit drei weiteren Tauchlehrern und Rollitaucherin Daniela den Kurs leitete.

Nach Begrüßung und erstem Kennenlernen zeigte Daniela, aufgrund einer MS-Erkrankung auf den Rollstuhl angewiesen, einen Dia-Vortrag über ihre ersten Tauchlebnisse und ihren Werdegang als Rollitaucherin. Nach dem Mittagessen fuhren alle geschlossen in das nahe gelegene behindertengerechte Hallenschwimmbad. Dort wies der freundliche Hausmeister die Tauchlehrer schnell in die Bedienung des absenkbaren Schwimmbadboden ein, und los ging es.

Am ersten Tag sollten die Teilnehmer zunächst lernen, wie man unter Wasser mit der Atemflasche atmet und nicht nur die Luft anhält. Die Spannung stieg. Mit sehr viel Geduld wurden die Teilnehmer nacheinander an das Wasser bzw. das „Unterwasser“ gewöhnt.

Besonders beeindruckend war das so genannte „Tauch-Jacket“, bei dem mit

Hilfe zweier Knöpfe entweder Luft eingelassen oder abgelassen werden kann. Dadurch konnten die Teilnehmer einen schwere-losen Zustand im Wasser erreichen. Die kleinste Körperbewegung reichte nun aus, um Bewegungen, die an Land so nicht mehr möglich sind, durchführen zu können. Am Sonntag waren die Teilnehmer bereits in der Lage, dieses „Tauch-Jacket“ selbst zu bedienen und so ihre Runden am Schwimmbadboden zu drehen, der bereits auf 1,80 Meter abgesenkt wurde. Am Abend waren sich alle Teilnehmer einig, dass sie diese Erfahrungen nicht so schnell vergessen werden. Die ersten Wünsche für einen Tauchschein wurden auch schon abgegeben.



Nach einem gemeinsamen letzten Abendessen und einem weiteren Vortrag von Daniela, gab es noch eine Gesprächsrunde mit Hennig Fahrenholz, bei der alle Teilnehmer Lob und Kritik zum Tauchwochenende loswerden und ihre Erlebnisse austauschen konnten. Dabei wurden auch Bilder und Filme von Reisen gezeigt, die Fahrenholz mit seinem

Tauchverein und Rollitauchern auf Teneriffa bzw. am Roten Meer regelmäßig durchführt. Sollte es in Berlin einmal leichter sein, am Wochenende leer stehende behindertengerechte Schwimmbäder anzumieten, wird so ein Tauchschnupperkurs sicherlich wiederholt werden.

Christian Habenicht

Wie wäre es mit einer Partie Boule?

Sobald das Wetter freundlicher wird, sieht man sie wieder überall auf Plätzen und in den Parks, die Boule-Spieler, die uns auf angenehme Weise französisches Flair in die Stadt bringen. Ab August wird es auch in der Fürst Donnersmarck-Stiftung Gelegenheit zum Boule bzw. Pétanque spielen geben. Das aus der Provence stammende Pétanque ist eine spezielle Form des Boule. Es entstand, als ein sehr guter, schon etwas älterer Spieler, den sein Rheuma schmerzhaft plagte, nicht mehr in der Lage war, den Ausfallschritt und die drei Schritte zum Anlauf zu vollziehen. Er erfand eine Form, bei der mit verkürzter Wurfdistanz ohne Anlauf im Stehen gespielt wird. Diese Form ist für alle Menschen mit Mobilitätseinschränkungen besonders geeignet und kann auch im Rollstuhl sitzend gespielt werden.

Dies einmal auszuprobieren und unter Anleitung zu erlernen, wird in Zusammenarbeit mit dem Landes-Pétanque-Verband Berlin e.V. ab dem 02.08.07 jeden Donnerstag in der Zeit von 17.00 bis 19.00 Uhr möglich sein. Geplant sind zwölf Trainingstermine und ein Abschlussturnier. Gespielt wird auf dem Gelände des Zehlendorfer Turn- und Sportvereins von 1888 e.V. (Z88), der sich übrigens auch in anderen Bereichen des Behindertensports engagiert. Alle Interessierten sind herzlich willkommen.

Für weitere Informationen und zur Anmeldung:
 Villa Donnersmarck, Angelika Klahr: 030/ 84718716
 Reisebüro der Fürst Donnersmarck-Stiftung, Christine Busch: 030/ 8211129
www.fdst.de
www.petanque-berlin.de
www.petanque-dpv.de
www.zehlendorf88.de



Anderthalb Minuten, um zu glänzen

1. International German Classics im Rollstuhltanz im HausRheinsberg

Auch dieses Mal konnte man als Gast wieder etwas lernen: Der Paso doble gilt als die tänzerische Umsetzung des Stierkampfes. Dabei tanzt der Herr den Torero, die Dame stellt das rote Tuch, die Muleta oder Capa genannt, eine Flamencotänzerin oder den Schatten des Toreros dar. Und er ist mit 58 bis 60 Takten pro Minute der schnellste Tanz bei den Lateintänzen.

Wo man das lernen konnte? Bei den 1. International German Classics im Rollstuhltanz am 28. April 2007. Tänzerinnen und Tänzer aus Israel, Malta, der Slowakei und den Niederlanden traten in der Seehalle des HausRheinsberg gegen die deutsche Konkurrenz an. In rund 1 Minute und 30 Sekunden pro Tanz müssen die Paare ihr Können vor den Preisrichtern beweisen und zeigen, ob Taktgefühl, Technik, Harmonie und Umsetzung der Charakteristik des Tanzes passen.

„Denn die Musik dauert für jeden der Lateintänze nur anderthalb Minuten, der Jive sogar nur 60 Sekunden“, erläuterte Kristin Tirany, die an diesem Tag für die Musikeinspielung zuständig war. Manchmal gelang das ausgezeichnet, dann wieg-



www.fdst.de/aktuellesundpresse/aktuell/dmrollstuhltanz2007
Viele Fotos von Preisrichtern und Rollstuhlsportlerinnen, Tänzern und Siegerinnen

ten sich die Preisrichter schon während des Tanzes mit und zeigten anschließend in der offenen Wertung auch die begehrte 1 für das Paar mit der besten Performance. Ganz selten waren sie sich einig, aber auch das kam vor. Fünf Mal die 1, d.h. für jeden der Preisrichter lag dieses Paar auf Platz 1 in dieser Runde.

Die Titelträger

Den 1. Platz erreichten die Paare aus Malta und Israel bei den Leistungssportlern sowie Anja Mauritz / Nicole Granzin aus Neubrandenburg bei den Breiten-sportlern. Das langte dann auch jeweils für einen Titel. Die Sieger bei den Standard-



tänzen und den Lateintänzen in der obersten Leistungsklasse kamen aus dem Ausland: Adam Greenfield / Ekatarina Savilova aus Israel (Standard) und Steven Fenech / Mandy Ghio aus Malta (Latein). Die Deutschen Meister in den Lateintänzen bei den Leistungssportlern waren wie schon im Vorjahr Horst Wehner / Almira Büchner, TSC Synchron Chemnitz. Den Titel in den Standardtänzen holten Jean-Marc Clement / Andrea Neumann vom RSC Frankfurt.

Die Gäste

Die Gäste der Veranstaltung spendeten reichlich Beifall, nachdem Wolfgang Römer, Turnierleiter und Moderator, die Würdigung des Tages erklärt hatte: „In erster Linie sind die Tänzerinnen und Tänzer natürlich Sportler, aber ein bisschen auch Künstler. Das Brot der Künstler ist der Applaus: Lassen Sie unsere Paare nicht verhungern!“

In den Pausen zwischen den Wertungen nutzten die Gäste die Tanzfläche. Vielleicht sah man da zukünftige Meister? Detlev Lütgert, Gesamtsieger im Deutschlandpokal, der Meisterschaft für Breitensportler, trainiert seit fünf Jahren einmal die Woche mit seiner Partnerin Renate Beune. „Meine jetzige Partnerin hat mich bei einem Turnier angesprochen, zu dem ich als Zuschauer gekommen war. Seitdem bin ich dabei!“, erklärte Lütgert auf die Frage nach dem Beginn seiner Leidenschaft für das Tanzen. Übrigens, zum Schluss nur mal so nebenbei: Der ChaChaCha gilt als stilisierter Flirt.

Thomas Golka



Argentinischer Tango in märkischer Heimat

Der Rollstuhltanz-Workshop im HausRheinsberg vom 23.-25. März 2007 stand in vielerlei Hinsicht im Zeichen der Frühlingsgefühle. Zum einen durch das sonnige Wetter, das man besonders gut im komplett barrierefreien Hotel der Fürst Donnersmarck-Stiftung, idyllisch direkt am See gelegen mit eigenem Steg und vielen sonnedurchfluteten Zimmern und Gängen, genießen konnte.

Zum anderen durch das Motto des Workshops: „Argentinischer Tango“. Besinnliche Impulse, feine Nuancen in Drehungen und das Er-Fühlen von Tangomusik mit ihrem Schmerz, ihrer Sehnsucht, ihrer Bodenständigkeit und den verspielten Melodien – das sind Erlebnisse, die mir in besonders guter Erinnerung geblieben sind. Dazu gehört auch das Miteinander und Füreinander der Teilnehmerinnen und Teilnehmer und der beiden Workshopleiter Christiane Füll und Wolfgang Schneider. Unsere Gruppe aus 19 Frauen und Männern war bunt gemischt aus eingespielten Ehepaaren, tänzerischen Anfängern, Tanzpaaren vom SC Rotdorn Erfurt, Vereinsmitgliedern des Rollstuhltanzvereines „Wheels in Motion Berlin e.V.“ und „Wiederholungstätern“.

Ein Workshop zum argentinischen Tango wurde erstmalig angeboten. Das auch als „Dancetwo“ bekannte Tanzpaar bewies mit seiner beschwingten und lockeren Harmonie und Professionalität ein gutes Gespür für die Erfahrungswerte und Bedürfnisse der Teilnehmer. Sie verstanden es, sowohl Anfängern als auch Fortgeschrittenen ein Gefühl des Neuentdeckens dieser Tänze zu geben, die Ästhetik und Anmut der Bewegungen, die eigenen Möglichkeiten zu erkennen und auszubauen, sich der Musik hinzugeben und



Vertrauen in den Partner zu setzen. Natürlich kamen auch Grundschriffe, Figuren und Anregungen zum Walzer und Tangowalzer sowie zur Rumba nicht zu kurz.

Nach einer zweistündigen Einführung am Freitagabend mit ersten kleinen neuen Schritten und einem exzellenten gemeinsamen Abendessen begann der Samstagvormittag mit einer intensiven Erwärmung und vielen Übungen. Wir hatten ausreichend Zeit, Gelerntes zu vertiefen und Neues auszuprobieren. Wir lernten Schrittkombinationen für Rumba und dass es beim Tango nicht auf die korrekten Choreografien, sondern auf das vermittelte Gefühl ankommt. Besonderes Augenmerk legten Christiane Füllrll und Wolfgang Schneider auch auf das Führen und den Führungswechsel während des Tanzens. Erschöpft, aber glücklich saßen wir zum Ende des Workshoptages zusammen und waren von der Präsentation der

beiden hingerissen.

Der Sonntagvormittag ging wie das gesamte Wochenende viel zu schnell vorbei und bestärkte uns einmal mehr in dem Gefühl, beim nächsten Workshop wieder dabei sein zu wollen.

Dass dieses Wochenende, besonders zu diesen Konditionen, überhaupt möglich wurde, verdanken wir dem Veranstalter, dem Reisebüro der FDST, vertreten durch Christine Busch, dem Sponsoring durch die Firmen „Astra – Tec Lofric“ und „Otto Bock“ und den Angestellten des Hotel HausRheinsberg. Bei allen vor und hinter den Kulissen möchte ich mich hiermit auch im Namen der anderen Teilnehmerinnen und Teilnehmer recht herzlich bedanken. Ich freue mich auf den nächsten Workshop, auf das auch ich zur „Wiederholungstäterin“ werde.

Ingrid Kubitzki
Workshop-Teilnehmerin und 1.
Vereinsvorsitzende des Berliner
Rollstuhltanzvereines „Wheels in
Motion“ Berlin e.V.



Der „Gläserne Flügel“ - Herzlich Willkommen!

Seit dem Sommer 2006 steht er in der Villa Donnersmarck: Der „Gläserne Flügel“, gestiftet von Udo Jürgens, vermittelt vom Institut für Musiktherapie. Am 15. März 2007 fand im Rahmen der Reihe „Musikalische Abende“ endlich die Einweihung dieses erstklassigen Instruments statt. Es kamen ca. 200 Besucher, um sich vom Zauber des Instruments und der professionell gespielten Stücke zu erfreuen. Doch alles der Reihe nach!

Eine ca. 20 Minuten andauernde Hintergrundmusik und Udo Jürgens-Lieder, vorgetragen von Volker Sondershausen, sorgten für die richtige musikalische Einstimmung. Leider konnte Herr von Sondershausen nur mit schwacher, leicht heiseren Stimme singen. Eigentlich sollte er laut Arzt seine Stimmbänder schonen, doch ein Profi hält sein Versprechen (und seinen Vertrag), gibt sein Bestes und wurde vom Publikum nach Kräften bei den bekannten Refrains unterstützt. Wer kennt nicht Songs wie „Aber bitte mit Sahne!“?

Es folgte die Begrüßung der Villa-Leiterin Frau Kühnen-Hurlin sowie von Frau Dr. Jürgens – (nicht verwandt oder verschwägert mit Udo) – vom Institut für Musiktherapie Berlin-Zehlendorf. Anschließend gab es eine kurze Einblende aus einem Video des Schlagerstars. Zwar hingen in den Räumen schon Plakate von ihm, aber so entstand der Eindruck, als würde er jeden Besucher persönlich ansprechen und begrüßen. Eine überraschende, tolle Idee!

Einer Gruppe behinderter Jugendlichen präsentierte anschließend die Arbeitsweise des Instituts für Musiktherapie. Eine Leh-



*Boogie im Blut:
Hartmuth Keller*

rerin mit Gitarre animierte die jungen Leute mittels einfachen Taktgebern (Rasseln u.a.) zu Konzentration und Rhythmus. Es war schön zu sehen, mit welcher Begeisterung sie dabei waren.

Die Donnerstags-Musiziergruppe und Studenten des Instituts intonierten auf Querflöten, Geigen, E-Gitarre und Saxophon bekannte Hits von Udo Jürgens und andere Stücke. Höhepunkt ihres Auftritts war das Duett „Something Stupid“. Es wurde mit viel Beifall bedacht und mit Bravo- bzw. Zugaberufen belohnt! Als zum Ende der Veranstaltung gar ein junger Mann im Rollstuhl – Hartmuth Keller –

Boogie und Blues auf dem Flügel spielte, nahm die Begeisterung kein Ende.



Hannelore Jerchow

In der Pause konnte man sich mit Salaten, kleinen Schnittchen und Getränken stärken oder etwas Luft holen. Es waren herrliche, unterhaltsame zwei Stunden mit interessanten Informationen, bekannten und unbekanntem Gesichtern sowie Melodien, die einem noch auf dem Heimweg im Ohr klangen.

Danke allen Beteiligten!

Hannelore Jerchow

Behinderte in Literatur und Unterhaltungsbranche

Mit dieser kleinen Zusammenstellung soll gezeigt werden, dass bereits in früheren Jahrhunderten Behinderten wahrgenommen wurden, jedoch mit den körperlichen Einschränkungen anders umgegangen wurde als heutzutage.

Schon in der frühen Weltliteratur spielten Behinderte eine Rolle. Ein besonders prominentes Beispiel dafür ist Victor Hugos „Der Glöckner von Notre Dame“ (erschienen 1831). In der Geschichte geht es um Quasimodo, ein Mann, der von Zigeunern als Findelkind aufgenommen und erzogen wurde. Er ist körperlich ungewöhnlich missgestaltet. Viele verachten ihn, heißen es aber gut, dass er in der Kirche ein sicheres Asyl gefunden hat. Quasimodo liebt die wunderschöne Zigeunerin Esmeralda und begibt sich ihretwegen in allergrößte Schwierigkeiten, die ihn letztendlich sogar das Leben kosten. Bereits in der Stummfilmzeit gab es die erste Verfilmung dieses Stoffes.

Fünfzig Jahre später präsentierte man auf englischen Jahrmärkten den Elefantenmensch John Merrick, der unter dem Proteus Syndrom (extremer Großwuchs) litt. Sein Gesicht bestand aus



„Der Glöckner von Notre Dame“



Elefantenmensch John Merrick

einem einzigen Wulst und mit einer besonders ausgeprägten Nase, was ihm das Aussehen eines Elefanten verlieh. Im Schutze eines Hospitals zeigte er jedoch recht menschliche Regungen und Fähigkeiten. Er erwies sich als intelligent und freundlich, beherrschte das Schreiben und Lesen und zeigte sich auch handwerklich begabt. Aber auch im Hospital behandelt man Merrick als Schauobjekt. Auf diese Weise gelingt es seinem ehemaligen „Herren“ vom Jahrmarkt, ihn wieder zu entführen. Mit der Hilfe wohlmeinender Jahrmarktsartisten kann Merrick fliehen und sich wieder ins Krankenhaus begeben. Seinem Arzt gelang es leider nicht, ihn auf irgendeine Weise zu kurieren, sodass er verstarb.

Zu dieser Zeit schrieb auch der Franzose Gaston Leroux seinen Roman vom „Phantom der Oper“. Zentrale Figur der Handlung ist Erik, ein französisches Universalgenie, dessen linke Gesichtshälfte scheinbar verdorrtes Fleisch aufweist, wodurch sein Gesicht einem Totenkopf gleicht. Schon seit seiner Geburt verbirgt er es hinter einer weißen Halbmaske.

Weil sich die Menschen vor ihm ängstigen, kann er sein großartiges Wissen nur im Verborgenen einsetzen. Er ist maßgeblich am Bau der Pariser Oper beteiligt und richtet sich als Fluchtort vor der Außenwelt seine Wohnstatt in den Katakomben des Bauwerkes ein. Erik verliebt sich unsterblich in eine junge schwedische Sopranistin, die er durch Tricks in sein unterirdisches Reich lockt, jedoch widerstrebend freigeben muss.

Kurz soll an dieser Stelle ein behinderter Wissenschaftler unserer Tage erwähnt sein. Der Brite Steven Hawking sitzt im Rollstuhl und leidet an der Amyotrophen Lateralsklerose. Durch diese vollständige Muskellähmung ist er auf den Rollstuhl angewiesen. Im Jahre 1985 musste ihm ein Luftröhrenschnitt gesetzt werden. Bei dieser Operation verlor er seine Sprachfähigkeit. Er kann sich nur noch mit Hilfe

eines Sprachcomputers verständlich machen. Dennoch hält er Vorträge in der ganzen Welt und verfasst populärwissenschaftliche Bestseller.

Über die eben erwähnte Kunst komme ich zu den tatsächlichen Schaustellungen auf Jahrmärkten. Schon seit dem Mittelalter führte das fahrende Volk nicht nur Kunststücke aller Art vor, sondern zeigte in speziellen Buden auch körperliche Abnormalitäten.

Dazu zählten bärtige oder riesenwüchsige Damen oder extrem kleinwüchsige Menschen. Präsentiert wurden auch die Zwillinge Chung und Eng Bunker, welche an der Hüfte zusammengewachsen waren und wegen ihres Heimatlandes auch „Siamesische Zwillinge“ genannt wurden. Ebenfalls von diesem Krankheitsbild betroffen waren Rosa und Josepha Blazek aus dem heutigen Polen. In Varietes sowie auf Jahrmärkten und Volksfesten führten die jungen Frauen ein Leben in der Öffentlichkeit. Sie heirateten sogar und demonstrierten dem staunenden Publikum ihr Privatleben. Mit fachkundiger Unterstützung hielten sie über ihr „Doppelleben“ Vorträge.

Ein so komfortables Leben wie den Schwestern war „Prince Randian“ nicht vergönnt. Der „Lebende Torso“ wurde ohne Gliedmaßen geboren und konnte sich deshalb nur kriechend wie eine Echse fortbewegen. Trotzdem beherrschte er vier Sprachen, führte eine glückliche Ehe, in der er fünf Kinder zeugte. Er verstarb im „hohen Alter“ von 63 Jahren. Ihn kann man neben Kleinwüchsigen und anderen menschlichen Kuriositäten im 1932 gedrehten Horrorfilm „Freaks“ sehen. In dem Film wird geschildert, wie Missgestaltete auf einem Jahrmarkt vorgeführt



Zwillinge Chung und Eng Bunker

werden und sich auf grausamste Art und Weise für das rächen, was die „normalen“ Schausteller ihnen antun.

Ähnliches, glücklicherweise nicht so furchterregend inszeniert, konnte man auch hier in Deutschland erleben. In den Festbauten der Zirkusse, aber auch bei denjenigen, die in der Kriegszeit auf Tournee gehen konnten, war der armlose Universalartist Carl-Hermann Unthan zu sehen. Unter anderem zeigte er mit den Beinen treffsichere Gewehrscüsse.

Gewissermaßen als „heitere Entstellte“ trieben in vielerlei Zirkussen auch Zwergclowns ihr Unwesen, die der Kleinwüchsigkeit komische Effekte abgewannen. Besondere Berühmtheit unter ihnen erlangte ein Clown im populären Circus Busch, der das vollste Vertrauen seines Direktors genoss und auch Zutritt zu den ersten Häusern der Gesellschaft bekam.

Das letzte Filmwerk, was hier bekannt gemacht werden soll, ist der Streifen „Die Maske“ von 1984. Darin spielt die Sängerin Cher die Mutter eines Jungen, dessen schnell wachsende Knochen die Kopfhaut dermaßen auftreiben, dass der Eindruck ent-



„Die Maske“ von 1984 mit der Sängerin Cher

steht, er habe einen zweiten Kopf. Weil das Wachstum auch seine weiteren Körperfunktionen beeinträchtigt, kann er die Liebe zu einem blinden Mädchen nicht erleben und wird kaum 18 Jahre alt. Mit dem nach Tatsachen gedrehten Film soll hier der Exkurs enden.

Anke Köhler

Sie und ich

„Ich spreche“ – ein neues Buch über das Locked-in-Syndrom

Über das Locked-in-Syndrom und seine Auswirkungen für den Betroffenen wurde manches Buch geschrieben. Allein ich habe zwei geschrieben, die aber über das Manuskriptstadium nicht hinaus kamen. Nicht, weil ich plötzlich keine Lust mehr hatte, sondern weil das Geld für den Druck fehlte. Ich habe den Staat angefleht, er möge mir das Geld vorschießen, den Gewinn hätte er behalten können, aber vergebens.

Die Mediziner hatten mich regelrecht angebettelt, ich möge meine Erlebnisse zu Papier bringen. Wichtig davon wäre die subjektive Seite der Krankheit, denn die würde in keinem Krankenhaus gebührend gewürdigt. Pech, meine Herren Mediziner, ich habe meinen Teil der Abmachung eingehalten, allein der Staat hat mit unglaublicher Borniertheit das ganze Projekt torpediert und sich damit ins eigene Fleisch geschnitten. Jetzt will ich nicht mehr. Mehr als eine private Aufarbeitung des Geschehenen ist es nicht geworden und als solche betrachte ich es.

Ich stelle in Laetitia Bohn-Derriens Buch „Ich spreche“ viele Parallelen zum meinem eigenen Erleben fest. Es ist schon so, wie die Ärzte immer sagen: Das Locked-in-Syndrom (LIS) hat eine Ursache, aber 1000 verschiedene Wirkungen. Je nach dem, welche Gebiete im Hirnstamm eingeblutet wurden. Hirnstamm klingt gefährlich – ist es auch, weil hier auf engstem Raum alle Nervenbahnen, die für die gesamten motorischen Aktionen im Körper verantwortlich sind, verlaufen.

Wenn hier ein Schlaganfall stattfindet wie beim LIS, bedeutet dies für 85 Pro-

zent der Betroffenen den Tod; zehn Prozent verharren im Locked-in-Syndrom und nur fünf Prozent haben die Chance aus dem LIS mit sehr schweren körperlichen Einschränkungen herauszukommen. Alles hängt vom schnellen und richtigen Diagnostizieren der Mediziner ab. Das Zeitfenster vom „Umfallen“ bis zu einer sachgemäßen medizinischen Behandlung ist nur drei bis vier Stunden offen. Danach kann man nur noch beten.

Laetitia Bohn-Derrien und ich, wir hatten beide Glück. Wir wurden schnell gefunden. Von diesem Moment an trennen sich unsere Gemeinsamkeiten. Sie wurde gleich ins richtige Krankenhaus gebracht und die schreckliche Diagnose ließ nicht lange auf sich warten. Im Gegensatz zu mir. Ich wurde zunächst in ein Krankenhaus gebracht, in dem man rein gar nichts mit mir anfangen konnte. Dann wurde ich in die Charité umgeleitet. Natürlich war das Zeitfenster, in dem man hätte noch etwas tun können, da schon längst wieder geschlossen, zumindest für die nächsten zwölf Monate.

Die Erlebnisse auf der Intensivstation waren relativ identisch: Summen, Piepen ohne Ende und die vielen Schläuche, die in den Körper hineingingen und aus ihm herauskamen. Genau betrachten konnten wir uns beide nicht, denn Bewegung jeglicher Art war nicht nur ein Fremdwort, sondern eine Unmöglichkeit. Bis auf die Augen. Die waren für uns beide die einzige Kommunikationsmöglichkeit. Interessant beschreibt Laetitia Bohn-Derrien eine Begebenheit, die ich fast genau so erleben musste: Wer an einem Locked-in-Syndrom leidet, ist tatsächlich eingeschlossen in einem völlig lahmen Körper, aber der Geist ist hellwach und aktiv. Das sollten Ärzte wissen, wenn sie zur Visite kommen. Wenn man ganz nebenbei mithört, wie hoch die Überlebenschance ist, die man einem LIS-Patienten zugesteht und was er, falls er überleben sollte, danach zu erwarten hat, ist dies nicht gerade berauschend. Als LIS-



Patient hat man nur zwei Möglichkeiten auf dieses Geschwätz zu reagieren: Entweder man resigniert und stirbt oder man entbrennt in heller Wut und überlebt. Die Wut ist fast verraucht – ich lebe immer noch.

Einen derart großen Verwandten- und Freundeskreis, den Laetitia Bohn-Derrien in ihrem Buch beschreibt, kann ich nicht vorweisen. Darüber bin ich sehr froh. Ich stelle mir gerade vor, jeden Tag von einer anderen Person besucht worden zu sein. Grausam. Nichts für mich. Für Laetitia Bohn-Derrien war das Alltag.

Wenn ich das Buch richtig verstanden habe, ist Frau Bohn-Derrien eine ziemlich extrovertierte Frau, während ich total introvertiert bin. Die Krankheit hat natürlich das ihre dazu beigetragen.

Laetitia Bohn-Derrien, „Ich spreche“, Goldmann Verlag, 2006

So richtig in mich hineingeschmunzelt habe ich, als ich las, dass sie von einem Lieblingspfleger und einem besonderen Physiotherapeuten schwärmte. Es ist schon komisch, die gab es bei mir auch. Nur, statt Männer waren es bei mir Frauen. Liebblingsschwestern mussten es allerdings schon vier sein, man weiß ja nie...

Die geschilderten Erlebnisse in der Logopädie waren bei mir ganz ähnlich: Atmen, kauen und schlucken sowie Sprechen lernen. Was besonders hinderte, war die Trachealkanüle. Ich trage sie noch heute. Mit ihr habe ich mich wohl oder übel anfreunden müssen. Laetitia Bohn-Derrien ist sie Gott sei Dank wieder losgeworden.

Das Absaugen der Kanüle habe ich mir ganz schnell abgewöhnt, denn je öfter abgesaugt wird, desto schneller schleimt man wieder zu. Ein Teufelskreislauf, den ich erkannt und durchbrochen habe.

Im Buch werden Momente des Glücks geschildert, als sie wieder Kaffee mit Keks zu sich nehmen konnte. Ich kenne dieses Gefühl und die wahnsinnige Angst, sich zu verschlucken. Bei Flüssigkeiten mehr noch, als bei fester Nahrung. Mein Lieblingsgetränk kann ich heute noch nicht zu mir nehmen, weil ich mich vor dem Verschlucken hüten muss. Was das ist? Richtig, ich kann inzwischen alles wieder trinken bis auf eins: Alkohol über 15 Prozent. Soviel ich weiß, hat Whisky nun mal 43. Schade. Mit dem Essen halte ich strengste Diät. Wer im E-Rollstuhl sitzt, bewegt sich nicht. Also: Alles, was süß ist oder übermäßig Kalorien hat, ist seit zehn Jahren tabu. Es ist schwer, aber man kann sich daran gewöhnen.

Ein Erlebnis ist fast spiegelgleich. Essen mit verlängertem Löffelstiel. Hatte doch eine meiner Liebblingsschwestern zufällig gesehen, wie ich meinen rechten Arm etwas bewegt habe. Schon war's mit der Fütterei vorbei. Sehr ärgerlich.

Eine typische Sache fehlte noch. Am Ende ihres Buches taucht sie plötzlich doch noch auf: die miese Rolle des Staates oder besser der Versicherung. Wahrscheinlich sitzen in Frankreich wie in Deutschland Menschen in Politik und Wirtschaft am langen Hebel, die nicht die geringste Ahnung davon haben, mit welchen Entbehrungen man fertig werden muss, wenn man ein LIS überlebt hat. Großspurig mitreden und im Mittelpunkt stehen wollen, das können sie. Einfach jämmerlich.

Bei Laetitia Bohn-Derrien hat es mit der Versicherung nach vielen Querelen doch noch geklappt, während ich Frührentner geworden bin. Von meiner Rente habe ich jedoch bis vor sieben Monaten nie etwas gesehen. Der Staat hat sie gleich einbehalten.

In Deutschland hat man sich ganz nebenbei und ohne großes Geschrei etwas Neues einfallen lassen: Man hat die Gesetzesgrundlage für die medizinische Einstufung geändert. Nicht mehr der objektive Schädigungsgrad ist der Maßstab, sondern der subjektive Pflegebedarf ist für die Vergabe der Pflegestufe ausschlaggebend. Das heißt auf gut Deutsch: Ich, der im E-Rollstuhl sitzt und bei dem eine ganze Körperhälfte ausgefallen ist, habe neuerdings die gleiche Pflegestufe wie einer, dem ein durch eine Hightech-Prothese ersetzbares Körperteil fehlt. Alles nur eine Frage des Geldes! Armes Deutschland, ich bin so richtig stolz auf dich...

Friedemann Knoop

Einmal um die ganze Welt ...

Wer hat nicht schon einmal davon geträumt, Monate, wenn nicht gar Jahre Urlaub von seiner Arbeit zu nehmen und aus Neugier und Abenteuerlust eine Weltreise zu unternehmen? In unserem Jahrhundert gibt es hierfür spezielle Reiseveranstalter, man ist also nicht auf sich selber gestellt bei Vorbereitung und Durchführung. Alle Aufenthalte und Etappenziele können vorgeplant und in der Regel auch zuverlässig erreicht werden.

Hier soll eine Frau vorgestellt werden, die das Wagnis einer Weltumrundung im Automobil unternahm, als viele Kontinente noch nicht in Gänze erforscht waren und Autofahren für Damen noch als unschicklich galt: Clärenore Stinnes

Clärenore Stinnes wurde 1901 als Tochter des deutschen Großindustriellen Hugo Stinnes in Mühlheim an der Ruhr geboren. Sie genoss eine großbürgerliche Erziehung, fühlte sich allerdings am Lyzeum bald unterfordert. Ihre einzige Freundin war die Tochter eines ehemaligen Chauffeurs, welcher der wissbegierigen Cläre die Freude am Autofahren und der Automobilwartung näher brachte. Solchermaßen beeinflusst, beschloss die junge Frau, an Autorennen teilzunehmen. Der gute Erfolg ihrer besonderen Leidenschaft genügte ihr jedoch bald nicht mehr.

Sie träumte davon, im Automobil die Welt zu umrunden. Weil ihr bekannter Vater schon einige Jahre zuvor verstorben war (1924), überließ sie den Brüdern die Konzernleitung und konzentrierte sich voll und ganz auf ihre Planung. Fast nichts sollte dem Zufall überlassen sein. Deshalb wollte Clärenore Stinnes ihre Fahrt sogar von einem Filmteam dokumentieren las-

sen. Für ihre Unternehmung hatte sie eine Adler-Ganzstahlmoussine ausgewählt, die von einem Service-Lastwagen begleitet werden sollte. Im Mai 1927 nahm die abenteuerliche Fahrt in Frankfurt am Main ihren Ausgang.

Die ersten Etappen der Weltumrundung (über Prag und Wien durch den Balkan und von der Türkei weiter nach Persien – dem heutigen Iran), gingen noch problemlos vor sich. Dann, auf dem Gebiet der Sowjetunion, traten zunehmend Schwierigkeiten auf. Die Begleiter nahmen von einer Weiterfahrt Abstand und ließen Stinnes mit dem Kameramann als Fahrer des LKW alleine die Reise bestreiten. Auf sich alleine gestellt, mussten die beiden auf instabilen Fährren Flüsse überqueren, riesige Schlammflöcher umfahren oder mit verlausten Nachtquartieren vorlieb nehmen.

In Sibirien zwangen dann der strenge Winter mit minus 40 Grad und schwere Erkrankungen zu einem zweimonatigen Stopp. Erst als der große Baikalsee vollständig zugefroren war, konnte an ein Weiterkommen gedacht werden. In der Mongolei erlebten sie auf dem Gebiet der Wüste Gobi einen Sandsturm, und beide konnten sich trotz eines Vergaserbrandes sogar noch vor Räuberbanden retten.

Im Vergleich dazu nahmen sich das Erleben des chinesischen Bürgerkrieges sowie eine unbeschadete Fahrt durch Japan geradezu erholsam aus. Darauf folgte eine län-

gere Schiffspassage zur amerikanischen Westküste. Leider endete hier der ruhige Teil der Reise sehr rasch wieder.

Die Durchquerung Südamerikas kam einem Desaster gleich. Weil dort so gut wie keine befestigten Straßen zu finden waren, quälten die mutigen Autofahrer sich mit Hilfe von vorgespannten Ochsen über steile Gebirgspfade oder bewegten sich nur mühsam im Schrittempo vorwärts. Dabei schlugen Ölwan- nen und Kühler der Fahrzeuge leck und konnten erst nach wochenlanger Wartezeit mit Ersatzteilen aus Deutschland bestückt werden.

Kurz vor dem Weihnachtsfest 1928 erreichten Clärenore Stinnes und der Kameramann Carl-Axel Söderström dann die argentinische Hauptstadt Buenos Aires. Dort bereiteten Presse und Bevölkerung ihnen einen stürmischen Empfang.

Auf dem letzten Abschnitt ihrer Reise durchquerten die beiden von West nach Ost die Vereinigten Staaten. Ständig von den Medien begleitet, stießen sie glücklicherweise auf keinerlei Schwierigkeiten mehr. Sie konnten sich größtenteils auf das Repräsentieren verlegen und wurden nicht nur von Henry Ford, sondern auch vom amerikanischen Präsidenten Hoover empfangen.

Nach einer Fahrzeit von zwei Jahren und einem Monat kehrten die Weltumfahrer im Juni 1929 nach Berlin zurück. Dort bildet eine große Triumpfrunde auf der Avus, der legendären Berliner Autorennstrecke, den großartigen, spektakulären Abschluss der Reise.

Anke Köhler



DIVAS sind für IMMER!

Ein „Musikalischer Abend“

Wenn drei berühmte Divas gemeinsam auftreten, ist Spannung angesagt, wenn sie gar gemeinsam singen, dann ist der Hörgenuss vom Allerfeinsten. Genau dieses geschah am 22.02.2007 in der Villa Donnersmarck in Zehlendorf. Da ich bereits fünf Stunden vorher dort war (Telebus bedingt), konnte ich gleich miterleben, welche Arbeit solch ein Abend auch für das Personal bedeutet. So mussten Tische, Stühle entsprechend auf die richtigen Plätze geschoben werden, damit auch jeder Besucher freie Sicht auf die Akteure hatte. Vom Eindecken, Dekorieren, Nummerieren ganz zu schweigen. In der Küche wurden ebenfalls die Vorkehrungen für Essen und Getränke getroffen. Um ca. 14.30 Uhr trafen dann die „Divas“ ein. Sofort wurde mit Kennerblick die Richtung zum Publikum erkundet und

einige Passagen ihres Programms angesungen sowie die entsprechenden Standplätze der einzelnen geprobt. Als der Pianist eintraf, wurde mit vereinten Kräften der Flügel in die richtige Position geschoben. Dann kamen die Besucher, die Show konnte beginnen.

Les Belles Immortelles – die „schönen Unsterblichen“ Maria Callas, Edith Piaf, Marlene Dietrich wurden von den Sopranistinnen Anna Bolk, Ilona Nymoen und Sabine Schwarzlose in Gesang, Mimik und „Gehabe“ auf das Vortrefflichste imitiert. Der Pianist Volker Sondershausen gab mit launigen Zwischentexten und angespielten Liedern der damaligen Zeit die entsprechende Einstimmung dazu.

Der Abend war bestes Diva-Tainment mit den Highlights aus ihrer aktuellen Show „Divas sind für immer“. Entsprechend gab es dazu Bestes aus der Küche, von pikant bis scharf. Unter den ca. 120 Besuchern befand sich auch der mexikanische Botschafter in Begleitung, die ebenso begeistert waren von der Darbietung, dass sogar drei Zugaben herausgeklatscht wurden. Kein Wunder, bei den Klasse Stimmen!

Einhellige Meinung der Zuschauer: Es war ein aufs Beste dargebotener Abend in der Villa Donnersmarck – Bravo! Danke allen Akteuren und Helfern.

Hannelore Jerchow

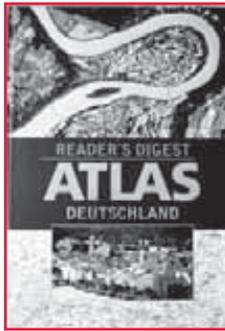
Deutschland von oben und aus der Nähe

Viele Gäste aus aller Welt entdeckten bei der Fußball-WM, wie schön Deutschland sein kann.

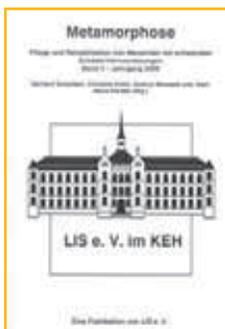
Doch auch für die Deutschen selbst ist ihre Heimat über weite Strecken „terra incognita“, und mancher hat von Mallorca, Kenia oder den Seychellen mehr gesehen. Dem ist abzuhelpen: Der neue Deutschlandatlas von Reader's Digest ist weit mehr als eine Kartensammlung – er ist in seiner Vielfalt ein einmaliges Kunstwerk. Neben Karten im Maßstab 1:200.000 finden wir wunderbare Luftaufnahmen vom Flugzeug aus, ebenso ganzseitige Satellitenbilder unseres Landes, denen auf den nächsten Seiten deckungsgleiche Karten gegenübergestellt sind. Wir blicken auf Siedlungen, erkennen gewachsene Strukturen, nehmen die Einzugsgebiete der Flüsse wahr, verfolgen die Verkehrswege, entdecken die Küsten unserer Heimat – und das alles von daheim aus und ohne Umweltbelastung.

Unsere Phantasie gewinnt ungeahnte Mobilität und nicht selten wird der Wunsch in uns geweckt, das gewissermaßen „vor unserer Haustür“ Entdeckte auch in der Realität kennen zu lernen, ist es doch in erreichbarer Entfernung. Im ausführlichen Einleitungsabschnitt lernen wir, was uns Luftbilder über Vergangenheit und Gegenwart, über Siedlungen und Landschaften, über Natur und Mensch sagen können. Diese Eindrücke werden im Hauptteil noch übertroffen: den Karten zugeordnet sind Fotos und Texte, die uns direkt in die Städte und Landschaften hineinführen, uns mit ihren Besonderheiten, Geschichte, Bauwerken und anderen verborgenen Schönheiten vertraut machen.

Es ist ein Buch für die ganze Familie: zur Vorfreude und Vorbereitung auf eine interessante Reise, zur Erinnerung an schöne Erlebnisse, zum weiteren Kennen-



Reader's Digest
Atlas Deutschland;
Verlag Das Beste,
Stuttgart Zürich
Wien, 544 Seiten,
EUR 49,90
Reader's Digest
Deutschland,
70178 Stuttgart,
Augustenstr. 1



lernen unserer Heimat Deutschland. Auch als gewichtiges repräsentatives Geschenk ist der Prachtband gut geeignet.

Dr. Rudolf Turber

Metamorphose

Band 4 erschienen

Als die Reihe „Metamorphose“ ins Leben gerufen wurde, hatte sich LIS e.V. das Ziel gesetzt, jedes Jahr zeitgleich zu seiner Hauptversammlung Referenten zu den neuesten Ergebnissen der Hirnforschung, insbesondere zum Schlaganfall, zu Wort kommen zu lassen. Dieses Vorhaben hat sich zur Tradition entwickelt. „Metamorphose – Band 4“ gibt einen Überblick über die bei der Tagung gehaltenen Referate und neue wissenschaftliche Erkenntnisse zum Umgang mit Menschen mit schwersten Schädel-Hirnverletzungen, gemischt mit einigen medizinhistorischen Betrachtungen in Erinnerung an die Zeit, in der alles anfang. Vorgestellt wird auch ein eigenes Pilotprojekt von LIS e.V. Präsentiert werden u.a. die Forced-use Therapie – eine Behandlungsmethode für Lähmungen des Armes infolge eines Schlaganfalles –, das Projekt „Mobilisationsassistent“ sowie der Beitrag „Potentiale im Alter“ über die Förderung körperlicher Fähigkeiten nach dem Bobath-Konzept. Den Abschluss der Vortragsreihe bildet der etwas philosophisch ausgerichtete Beitrag „Pflege im Spannungsfeld zwischen Mitleid und Professionalität“. Die Broschüre und viel weiterführende Literatur zum Locked-in-Syndrom, seinen katastrophalen Auswirkungen und angrenzenden Fachgebieten erhalten Sie für je 5 Euro in der Geschäftsstelle von LIS e.V. im Ev. Krankenhaus Königin Elisabeth Herzberge (KEH), Herzbergstraße 79, Haus 30 in 10365 Berlin.

Friedemann Knoop

Tipps & Termine



Offene Gärten der Villa Donnersmarck

Am „Tag der offenen Gärten 2007“ öffnet zum ersten Mal auch die Villa Donnersmarck ihre Pforten, um ihre drei grünen Bereiche für Besucher erfahrbar zu machen. Offiziell eröffnet wird der Sinnergarten, die jüngste Erweiterung neben dem barrierefreien Garten und dem Sommergarten.

Zwei Tage voller Kunst und Aktionen. Das Team des Wintergartens serviert dazu Kaffeespezialitäten und naturnahe Köstlichkeiten. Gartenführungen, Literatur und Musik runden dieses grüne Wochenende ab.

Öffnungszeiten:
16./17.6.2007 10.00-18.00Uhr

Die Eintrittsplakette kostet 2,00 Euro und gilt für alle teilnehmenden Gärten an beiden Tagen. Die Plakette kann im ersten besuchten Garten oder an Vorverkaufsstellen erworben werden (Infos unter www.dggl.org). Kinder bis 16 Jahre haben freien Eintritt. Der Eintritt für das Abendprogramm der Villa Donnersmarck ist nicht im Plakettenpreis enthalten.

Im Anschluss an die offenen Gärten:

Abendkonzert: JAZZVOCALS

Von modern bis klassischer: A-capella von Rock bis Hip-Hop, inklusive Mouth-Percussion und anderer Stimmenexperimente des 20-köpfigen Chors.

Samstag, 16. Juni 2007

18.00-20.00 Uhr/ 3,50 Euro/ Anmeldung erforderlich

Musikalische Lesung

„Will ich durch mein Gärt'lein gehen...“

Eine heitere, literarisch-musikalische Veranstaltung um das zeitlose Thema Garten.

Sonntag, 17. Juni 2007

18.00-20.00 Uhr/ 6,50 Euro inkl. Getränk/Anmeldung erforderlich

SchatzSuche

Auf dem Weg zum großen Schatz:
Die Singleparty für Menschen mit Behinderung

Freitag, 22. Juni 2007 von 20.00 - 23.30 Uhr

Ort: Pinellodrom, Dominicusstraße 5 - 9, 10823 Berlin
(U4 Rathaus Schöneberg)



Jour Fixe

Die Gleichheit macht den Unterschied – Peer Counseling in Berlin

Beim „Peer Counseling“ erhalten Menschen mit Behinderung Unterstützung auf gleicher Augenhöhe. Da die Berater selbst mit Behinderung leben, entstehen Lösungsstrategien für Probleme vor dem Hintergrund gemeinsamer Lebenserfahrungen. So entwickeln sich Selbstvertrauen und Handlungskompetenzen, um Diskriminierung aktiv begegnen zu können, und auch das Bewusstsein für die eigenen Rechte. „Peer Counseling“ ist daher ein zunehmend wichtiges Mittel geworden, um Selbstbestimmung, Chancengleichheit und Teilhabe zu ermöglichen. Dieser Abend gibt einen Überblick zum Stand der Beratungsmethode in Berlin und diskutiert mit Podiumsgästen zum Thema.

Leitung: Eileen Moritz

Mittwoch, 20. Juni 2007

18.00 – 21.00 Uhr/ Eintritt frei

Sinnvolles Gestalten noch im Alter – Potenziale entdecken und fördern

Wir werden immer älter. Kaum ein Thema beschäftigt unsere Gesellschaft seit einiger Zeit so sehr wie der erwartete demografische Wandel. In seinem Vortrag wagt Koryphäe Klaus Dörner, Professor für Psychiatrie und Autor zahlreicher Publikationen, einem Blick in die Zukunft.

Prof. Dr. med, Dr. phil Klaus Dörner:

Mittwoch, 27. Juni 2007

17.00-19.00 Uhr/ 3,00 Euro inkl. kleinem Imbiss



Mexikanisches Wochenende – 6./7./8.07.2007

In dankbarer Kooperation mit der mexikanischen Botschaft und der Mexikanischen Gesellschaft Berlin

Einblicke in die Gesellschaft und Kultur Mexikos. Mit Ausstellungen, Vorträgen und Kunst und Musik werden die unterschiedlichen Facetten des lateinamerikanischen Landes auf sinnliche Art lebendig.

Mexikanisches Sommerfest

Freitag, 6. Juli 2007 von 15.00 - 18.00 Uhr / Eintritt frei

Leben in Mexiko

Bilder mexikanischer Kinder mit Behinderung mit musikalischem und kulinarischem Rahmenprogramm.

Samstag, 7. Juli 2007 von 14.00 - 18.00 Uhr

Auf den Spuren von Frida Kahlo

Vortrag und Film zu Leben und Werk von Mexikos bekanntester Künstlerin.

Sonntag, 8. Juli 2007 von 14.00 - 18.00 Uhr



Abschlusskonzert: Duo Guitarra Latina

Eine kleine Reise durch Rhythmen und Musikstile Lateinamerikas.

Sonntag, 8. Juli 2007 von 18.00 - 20.00 Uhr

6,50 Euro inkl. Getränk/Anmeldung erforderlich

Detailliertes Programm unter ww.fdst.de/freizeitbildungberatung

Tempelhof-Schöneberg



Die Beauftragten für Menschen mit Behinderung der Berliner Bezirke

„Integration beginnt im Buddelkasten“ –
Eckhard Haase

Für den 64-jährigen „Alt-Berliner“ Eckhard Haase ist das Rathaus Schöneberg immer noch Berlins gefühlter Regierungssitz. Aufgewachsen ist er in der Hauptstraße gleich um die Ecke. Seit 2001 ist er Bezirksbehindertenbeauftragter von Tempelhof-Schöneberg. Kontakt zur Klientel, für deren Belange er eintritt, hat der gelernte Sozialarbeiter bereits seit seinem 18. Lebensjahr. Vor seiner Wahl war er leitender Sozialarbeiter und Psychiatriekoordinator beim Tempelhofer Gesundheitsamt. Neben seiner langen beruflichen Geschichte ist es vor allem ein persönlicher Bezug, der Haase in seinem Amt über die Jahre von Vorteil war. In jungen Jahren wurde bei seinem Sohn Rheuma diagnostiziert. „Ich habe gemerkt, was eine Behinderung eigentlich bedeutet, für die betroffene Person selbst, für eine Familie und für das gesamte Umfeld.“ Oft vermisst er dieses Wissen bei Entscheidern in den Ämtern, die Eingliederungsmaßnahmen zu bewilligen haben.

Vernetzung ist zentral für Haase. Als die Stelle des Bezirksbehindertenbeauftragten 2001 mit ihm das erste Mal besetzt wurde, hatte er per Flugblatt Betroffene aufgefordert, sich im Behindertenbeirat aktiv zu engagieren, den es neu einzurichten galt. Diese Zusammenarbeit hat bis heute sichtbare Früchte getragen und auch in einigen politischen Köpfen im Bezirk Spuren hinterlassen. Umso mehr freut sich Haase über die Bewilligung des Einbaus



Kontakt:
Eckhard Haase
Bezirksbehindertenbeauftragter
J.-F.-Kennedy-
Platz
10820 Berlin

Tel.:
030 - 7560-7255
Fax:
030 - 7560-3570

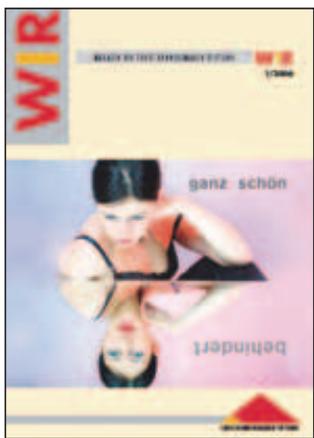
[www.berlin.de/
ba-tempelhof-
schoeneberg/
derbezirk/
behinderten/](http://www.berlin.de/ba-tempelhof-schoeneberg/derbezirk/behinderten/)

von Elektroservotüröffnern für die barrierefreie Umgestaltung „seines“ Rathauses, der nach langjährigem Nachhaken nun für das Haushaltsjahr 2007 zugesichert wurde. Dass Betroffene als Experten in eigener Sache in alle Planungen miteinbezogenen werden, die das öffentliche Leben im Bezirk betreffen, ist Haase ein großes Anliegen. Dem zentralen Satz der Selbsthilfebewegung „Nichts über uns ohne uns“ fühlt er sich verpflichtet.

Besonders am Herzen liegen ihm die jüngsten der knapp 40.000 anerkannten schwerbehinderten Menschen im Bezirk. Mit einem sozialen Träger wurde eine Dokumentation zu Kinderspielplätzen im Kiez erstellt, die als Broschüre vorliegt und auch im Internet zu beziehen sein wird. Die Überprüfung auf Zugänglichkeit und Spielbarkeit für behinderte Kinder ergab fast durchweg schlechte Noten. Spielgeräte standen im Sand, Pflaster waren mit dem Rollstuhl unbefahrbar. Hier bemüht sich Haase um Verbesserungen, denn „Integration beginnt im Buddelkasten, durch das gemeinsame Erleben der Kinder untereinander.“ Im Juni 2008 endet Eckhard Haases Amtszeit. Nicht nur deshalb leistet er es sich, beim Eintreten für die Belange seiner Klientel auch mal etwas unbequemer zu sein.

Ganz oben auf seiner Prioritätenliste steht die Wiedereinrichtung einer Beratungsstelle für Menschen mit körperlichen Behinderungen im Gesundheitsamt, die in seinem Bezirk im Vergleich zu anderen fehlt. Geschlossen wurde die Stelle 2001, wann sie wieder eröffnet werden kann, ist nach Angaben der zuständigen Stadträtin noch „auf dem Lösungsweg.“ Von seinem Nachfolger würde Haase sich wünschen, die gute Zusammenarbeit mit den Betroffenen fortzuführen. Eine Entgeltung in Form von Sitzungsgeld für den Behindertenbeirat wäre Haase sehr wichtig, um das große Engagement und diese aktive Bürgerarbeit angemessen zu würdigen.

Sean Bussenius



Aus dem Inhalt:

- Der Filter Schönheit
- Persönlichkeiten zum Leuchten bringen
- Gefangen in einem Bild
- Funktionalismus, Schönheit und Bedürfnisse von Schwerstbehinderten
- Wie lernen blinde Mütter wickeln? Elternassistenten
- Interview Karin Evers-Meyer, Bundesbehindertenbeauftragte
- Fußball für die Ohren
- Einmaliges Berlin



Aus dem Inhalt:

- Einfach Europa?! – Europa für behinderte Menschen
- Mehr Transparenz für Wohnungssuchende
- Von der Wohn- zur Hausgemeinschaft
- Nische mit Nachbarn
- Vom Wunsch zur Wirklichkeit
- Behindertenbeauftragte feierte Antidiskriminierungsgesetz
- Karneval der Kulturen 2006
- Rumba ist werben umeinander



Aus dem Inhalt:

- Forschungspreis setzt Zeichen
- 90 Jahre Fürst Donnersmarck-Stiftung
- Kinder ihrer Zeit
- Reisen ist immer ein Stück Rehabilitation
- Der einzige „Ossi“
- Wolfsnacht mit Gänschaut
- Fußball für Blinde
- Die Tiger von Woltersdorf
- „Teilhabe ist mehr als ein Modewort“

Sie möchten regelmäßig die WIR lesen?

Die WIR erscheint drei Mal im Jahr und wird Ihnen gerne **kostenlos** zugesandt. Bitte senden Sie uns den ausgefüllten Bestellcoupon oder faxen Sie eine Kopie an 030-76 97 00-30.

Name

Straße

PLZ

Ort

Ich möchte gerne regelmäßig und kostenlos die WIR erhalten

Ich möchte weitere Informations- und Veranstaltungsangebote der Fürst Donnersmarck-Stiftung

An die
Fürst Donnersmarck-Stiftung
Öffentlichkeitsarbeit
Dalandweg 19

12167 Berlin (Steglitz)

Ich brauche.....Exemplar(e)
 der aktuellen Ausgabe
 der Ausgabe 1/2007
 der Ausgabe 2/2006
 der Ausgabe.....

Die Fürst Donnersmarck-Stiftung und ihre Teilbereiche:

Fürst Donnersmarck-Stiftung zu Berlin

Dalandweg 19, 12167 Berlin (Steglitz)
Tel: 0 30 / 76 97 00-0

Fürst Donnersmarck-Haus

Ev. Rehabilitationszentrum
Wildkanzelweg 28, 13465 Berlin (Frohnau)
Tel: 0 30 / 4 06 06-0

Wohnheim am Querschlag

Am Querschlag 7, 13465 Berlin (Frohnau)
Tel: 0 30 / 40 10 36 56

Ambulant Betreutes Wohnen

Wohngemeinschaften und Betreutes Einzelwohnen

Babelsberger Str. 41, 10715 Berlin
Tel: 0 30 / 85 75 77 30

Ambulanter Dienst

Eichhorster Weg 25, 13435 Berlin (Wittenau)
Tel: 0 30 / 40 60 58-0

Freizeit, Bildung, Beratung

Villa Donnersmarck

Schädestr. 9-13
14165 Berlin (Zehlendorf)
Tel: 0 30 / 84 71 87-0

blisse 14

Blissestr. 14, 10713 Berlin (Wilmerdorf)
Gruppenräume:
Eingang Wilhelmsaue
Tel: 0 30 / 8 47 187 50

Café blisse 14

Blissestr. 14
10713 Berlin (Wilmerdorf)
Tel: 0 30 / 8 21 20 79

Wohnanlage für Behinderte

Zeltinger Str. 24. 13465 Berlin (Frohnau)
Tel: 0 30 / 4 01 30 28

Gästehaus Bad Bevensen

Alter Mühlenweg 7, 29549 Bad Bevensen
Tel: 0 58 21 / 9 59-0

Reisebüro

Blissestr. 12, 10713 Berlin (Wilmerdorf)
Tel: 0 30 / 8 21 11 29

HausRheinsberg Hotel am See

Donnersmarckweg 1, 16831 Rheinsberg
Tel: 03 39 31 / 3 44-0

FDS Gewerbebetriebsgesellschaft mbH

Hausverwaltung/Vermietung
Amalienstraße 14, 12247 Berlin (Steglitz)
Tel: 0 30 / 7 94 71 50

Internet: www.fdst.de